

PHILIP AJOURI

DER ›VOLKSGOETHE‹ VON ERICH SCHMIDT EINE POPULÄRE GOETHE-AUSGABE UM 1900

Werkausgaben von Schriftstellern haben nicht nur in der alltäglichen Arbeit von Geisteswissenschaftlern, sondern auch im Bewusstsein weiterer, literarisch interessierter Kreise eine große Bedeutung.¹ Für die meisten Leser gilt dabei wohl, dass ausgewählte, gesammelte oder sämtliche Werke eines Autors – um nur drei Ausgabentypen herauszugreifen – weitgehend unreflektiert ›benutzt‹ werden, um einen bestimmten Text zu lesen. Der Literaturwissenschaftler wird zwar in der Regel versuchen, die Zuverlässigkeit der Textkonstitution zu beurteilen, aber deshalb wird die Werkausgabe noch nicht selbst zu einem Objekt historisch informierter Forschung. Forschungsgegenstand werden Werkausgaben nämlich außerhalb des eng umrissenen Bereichs der Editionsphilologie nur selten.² Dabei sind sie komplexe kulturelle Artefakte. Sie stehen zwischen Marktökonomie, Förderpolitik, Urheberrecht, Buchkunst, Druck- und Herstellungstechnik, Editionsphilologie und individuellen, fachspezifischen oder allgemeineren Vorstellungen über Literatur und denjenigen Autor, dessen Werkausgabe veranstaltet wird. Sie implizieren literaturwissenschaftliche Konzepte wie Autor-, Text- und Werkvorstellungen, sie basieren auf Annahmen über Rezipienten, sie spiegeln den Stand der Editions- und der jeweiligen Autorphilologie sowie der spezifischen Überlieferungssituation wider. Damit sind Werkausgaben Knotenpunkte verschiedenster

1 Dieser Aufsatz entstand im Projekt *Text und Rahmen. Präsentationsmodi kanonischer Werke* des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Forschungsverbundes Marbach Weimar Wolfenbüttel (www.mww-forschung.de).

2 Vgl. die Buchreihe *Bausteine zur Geschichte der Edition*, die von Rüdiger Nutt-Kofoth und Bodo Plachta herausgegeben wird. Der erste Band versammelt Dokumente zur Editions-geschichte: *Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition*, hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth, Tübingen 2005. Ferner widmet sich die von Hans-Gert Roloff herausgegebene Reihe *Berliner Beiträge zur Editions-wissenschaft* immer wieder Fragen der Editions-geschichte bzw. der Funktion von Editionen in der Gesellschaft. Vgl. z. B.: *Im Dickicht der Texte. Editions-wissenschaft als interdisziplinäre Grundlagenforschung*, hg. von Gesa Dane, Jörg Jungmayr und Marcus Schotte, Berlin 2013. Ferner: *Die Funktion von Editionen in Wissenschaft und Gesellschaft. Ringvorlesung des Studiengabiets Editions-wissenschaft an der Freien Univer-sität Berlin*, hg. von Hans-Gert Roloff, Berlin 1998.

wissenschaftlicher und anderer gesellschaftlicher Kräfte, Diskurse und Techniken und können dementsprechend aus einer Vielzahl von Perspektiven erforscht werden.

Im Herbst 1909, rechtzeitig zum Weihnachtsgeschäft, erschien im Insel-Verlag eine sechsbändige Goethe-Ausgabe. Der sogenannte ›Volksgoethe‹ war eine populäre Leseausgabe von Goethes Schriften und enthielt eine Gedichtauswahl, beide Teile des *Faust*, weitere Dramen, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, *Dichtung und Wahrheit* sowie, im letzten Band, eine Kompilation von biografischen, ästhetischen und naturwissenschaftlichen Schriften Goethes. Das Werk war ein Gemeinschaftsprojekt des Germanisten Erich Schmidt, der im Auftrag der Goethe-Gesellschaft handelte, und dem von Anton Kippenberg geführten Insel-Verlag. Als Gemeinschaftsprojekt war der ›Volksgoethe‹ außerordentlich erfolgreich: Bis zur veränderten Neuausgabe 1925 wurde er 70.000 Mal gedruckt und erreichte 1933 eine Auflage von 100.000.³ Nach dem zweiten Weltkrieg (1949 / 52) erschien, teilweise immer noch unter der Ägide Kippenbergs, eine weitere, stark erweiterte und veränderte Ausgabe.⁴ Es folgten Neuausgaben noch in den Jahren 1965 und 1998. Obwohl alle diese späteren Ausgaben andere Herausgeber hatten und sich Textauswahl, Textgrundlage und Paratexte änderten, blieb gleichsam als Markenzeichen die Sechsbändigkeit erhalten.

Goethe war eine feste Größe im Verlagsprogramm des Goethekenner und -bewunderers Kippenberg. Neben den zeitgenössischen Autoren Hans Carossa, Hugo von Hofmannsthal, Ricarda Huch, Rainer Maria Rilke und Stefan Zweig war er der wichtigste Autor des Verlags.⁵ Keineswegs war der ›Volksgoethe‹ die einzige Auswahl aus Goethes Werken im Insel-Verlag. Kippenberg führte beispielweise die unter der künstlerischen Leitung von Harry Graf Kessler begonnene Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe von Goethes Schriften fort.⁶ Diese Reihe, in der auch das Werk Schillers, Körners, Schopenhauers und Kants erschien, machte in buchkünstlerischer Hinsicht Epoche, weil sie erstmals (zunächst englisches)

- 3 Heinz Sarkowski, *Der Insel Verlag. Eine Bibliographie. 1899–1969*, Frankfurt a. M. und Leipzig 1999, S. 90. Zum Vergleich: Die Weimarer Sophienausgabe erschien in Auflagen von 1500 bis 3000 Exemplaren pro Band. Vgl. Herbert Kraft, *Editionsphilologie*, Frankfurt a. M. u. a., S. 17.
- 4 Heinz Sarkowski, *Der Insel Verlag*, S. 90 f.
- 5 Vgl. *100 Jahre Insel Verlag. Begleitbuch zur Ausstellung*, hg. von der Deutschen Bibliothek und dem Insel Verlag, Frankfurt a. M. und Leipzig 1999, S. 25–50.
- 6 Zu dieser Ausgabe vgl.: Jörg Meier, *Das moderne Buch. Harry Graf Kesslers Ästhetik der Lebenskunst im Spiegel der »Großherzog Wilhelm Ernst Ausgabe deutscher Klassiker«*, Mainz 2008 (Diss.). Ferner: Jörg Meier, *Kesslers Klassiker. Programmatik und Gestaltung der Wilhelm-Ernst-Ausgabe*, in: Ilm-Kakanien. Weimar am Vorabend des Ersten Weltkriegs, hg. von Franziska Bomski, Hellmut Seemann und Thorsten Valk, Göttingen 2014, S. 281–293.

Dünndruckpapier verwendete, die ledernen Einbände flexibel gestaltete, als Drucktype eine Antiqua einsetzte und schließlich beinahe auf alle Schmuck- und Zierformen, die Einbände und Titelblätter damals üblicher Weise aufwiesen, verzichtete.⁷ Diese Ausgabe, die wesentlich von englischen Buchkünstlern gestaltet wurde, hatte europaweite und lang anhaltende Ausstrahlung. Die französische *Bibliothèque de la Pléiade* ließ sich von ihr inspirieren und noch der in den 1980er Jahren gegründete Deutsche Klassiker Verlag stand in ihrer Tradition.

Natürlich war der ›Volksgoethe‹ auch auf dem Buchmarkt nicht einzigartig. Denn nach dem »Klassikerjahr«⁸ 1867, also nach der Aufhebung des Urheberrechtes und der verschiedenen Privilegien der vor 1837 verstorbenen Autoren im Jahr 1856, waren auch Goethes Werke gemeinfrei und konnten von jedem nachgedruckt werden.⁹ Diese Gelegenheit verstanden viele Verlage zu nutzen.

Dass der ›Volksgoethe‹ trotz der Konkurrenz so erfolgreich wurde, lag an der Zusammenarbeit von Herausgeber beziehungsweise der Goethe-Gesellschaft mit dem Verlag. Das soll anhand der folgenden Untersuchungsschritte gezeigt werden: Zunächst kann mit Blick auf die Entstehungsgeschichte belegt werden, dass erst Kippenberg den ›Volksgoethe‹ zum modernen und funktionalen Massenbuch machte, obwohl freilich das ökonomische und symbolische Kapital der Goethegesellschaft sowie die Expertise des Herausgebers die notwendigen Bedingungen des Erfolgs waren (1). Kippenberg war auch für die Ausstattung der Ausgabe verantwortlich, die er zusammen mit Emil Rudolf Weiß entwarf. Sie ist in ihrer Einfachheit so markant, dass sie als Alleinstellungsmerkmal gelten kann und den Erfolg förderte (2). Schmidt als Herausgeber verfasste die rahmenden Herausgebertexte. Im wichtigsten Paratext, dem einleitenden *Lebenslauf*, entwarf er den chronikalischen Zusammenhang von Goethes (Liebes-)Leben mit seinem Werk. Das kam einem Bedürfnis entgegen, das nicht nur, aber doch besonders in der populären Goethe-Verehrung ausgeprägt war (3). Textanordnung und Textauswahl entsprechen der im Lebenslauf ausgebreiteten Idee (4, 5). Abschließend wird die Rezeption dieser Werkausgabe ausschnittsweise dokumentiert und selektiv dargestellt (6).

7 Zu dieser Ausgabe und ihrem programmatischen Charakter vgl.: Jörg Meier, *Das moderne Buch*, S. 64–112.

8 Reinhard Wittmann, *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick*, München 1991, S. 208, 247.

9 Vgl. ebd., S. 208. Zur komplizierten und langwierigen Privilegierung von Goethes Ausgabe letzter Hand vgl.: Heinz Fröbe, *Die Privilegierung der Ausgabe »letzter Hand« Goethes sämtlicher Werke. Ein rechtsgeschichtlicher Beitrag zur Goetheforschung und zur Entwicklung des literarischen Urheberrechts*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Bd. II, hg. von der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e.V., Frankfurt a. M. 1960, S. 1561–1603.

Entstehung des ›Volksgoethe‹

Erste Pläne für eine populäre Goethe-Ausgabe der Goethe-Gesellschaft hatte schon Paul von Bojanowski 1901.¹⁰ Die Goethe-Gesellschaft hatte auf ihrer Jahresversammlung 1905 vielleicht unter dem Eindruck der Schiller-Ausgaben, die zum 100-jährigen Todestag veranstaltet worden waren, über einen Antrag diskutiert, der die »Verteilung billiger Goethe-Ausgaben an ärmere Deutsche und namentlich an Volksbibliotheken im Auslande«¹¹ betraf. Im Zuge der Diskussion wurde mitgeteilt, dass der Vorstand der Goethe-Gesellschaft beschlossen habe, eine »Volksausgabe Goethescher Werke zu veranstalten«.¹² Ernst Martin, Jakob Minor, Erich Schmidt und Bernhard Suphan, die alle dem Vorstand angehörten, hätten eine Kommission gebildet und die Vorarbeiten begonnen.¹³ Der 23. Jahresbericht von 1908 über die Generalversammlung am 25. Mai 1907 hält fest, dass die Goethe-Gesellschaft den Vorstand ermächtigt, diese Ausgabe aus dem Kapitalvermögen der Gesellschaft (im Jahr 1908 circa 90.000 Mark¹⁴) zu fördern. Noch seien die Verhandlungen zur Veranstaltung dieser Ausgabe aber nicht zum Abschluss gekommen.¹⁵

In der Tat waren in der letzten Zeit die Pläne der Goethe-Gesellschaft für ihre Goethe-Ausgabe ins Wanken geraten. Bis ins Jahr 1907 hatte die Gesellschaft mit verschiedenen Verlagen und Druckereien (Hermann Böhlau Nachfolger, Poeschel&Treppe und andere) geplant. Sie hatte mit sechs Bänden im repräsentativen Lexikon-Oktav-Format (circa 25–30 Zentimeter Höhe) gerechnet und war von einer Auflage von 10.000 Stück ausgegangen.¹⁶ Dafür sollte die Gesellschaft bei einem Ladenpreis von sechs Mark über 30.000 Mark Druckkostenzuschuss leisten.¹⁷ Wie aus einem Brief Henry van de Veldes an Hans Olde erhellt, hatte man bislang an eine Verzierung des Einbandes gedacht, denn van der

10 Vgl. Wolfgang Goetz, Fünfzig Jahre Goethe-Gesellschaft, Weimar 1936, S. 60.

11 Paul von Bojanowski und Karl Johann Nebe, Einundzwanzigster Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, in: Goethe-Jahrbuch, 27 (1906), S. 1–17 (zweite Zählung), hier S. 4.

12 Ebd., S. 5.

13 Vgl. hierzu auch: Wolfgang Goetz, Fünfzig Jahre Goethe-Gesellschaft, S. 56.

14 Vgl. Eduard Raehlmann, Vierundzwanzigster Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, in: Goethe-Jahrbuch, 30 (1909), S. 1–17 (zweite Zählung), hier S. 9.

15 Vgl. C. von Goeckel, Dreiundzwanzigster Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, in: Goethe-Jahrbuch, 29 (1908), S. 1–13 (zweite Zählung), hier S. 4.

16 Vgl. die Kalkulation, die Poeschel&Treppe am 4. Oktober 1907 vorlegte (Goethe- und Schiller-Archiv, 149 / 1101, Nr. 62). Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar wird im Folgenden durch die Sigle ›GSA‹ abgekürzt. Der Vertragsentwurf vom 29. August 1907 von Hermann Böhlau Nachfolger sah diesbezüglich ähnliche Konditionen vor (vgl. GSA 149 / 1101, Nr. 48).

17 Vgl. GSA 149 / 1101, Nr. 62.

Velde schrieb angesichts der Probeebände, dass es besser sei, »diese Deckel ganz ohne Ornament ausführen zu lassen«. ¹⁸ Die Kommission plante also eine großformatige, repräsentative und verzierte Goethe-Ausgabe in relativ geringer Auflage bei zugleich hohem Druckkostenzuschuss. Damit hielt sie am Zusammenhang von Buchformat und Wertschätzung des Autors fest. ¹⁹ Eine Breitenwirkung hätte eine solche in der Herstellung und im Vertrieb teure Ausgabe nicht haben können.

Nun hatte die Kommission am 25. Oktober 1907 ein Schreiben des Insel-Verlags erhalten, das das bisherige Konzept radikal in Frage stellte. Kippenberg versetze die ihm übersandte Druckprobe in »gelindes Entsetzen«. ²⁰ Ein ›Volksgoethe‹ im Lexikon-Format verfehle den Zweck und führe sich selbst »ad absurdum«. ²¹ Er rechnete vor, wie kläglich es sei, dass bei 80 Millionen Deutschen im In- und Ausland nur 6000 Exemplare gedruckt werden sollten. ²² Er dagegen stelle sich »50–100000 Expl.«. ²³ vor, eine Zahl die sich ein Leser aus dem Kreis der ›Volksgoethe‹-Kommission doppelt rot unterstrich. Kippenberg argumentierte, dass viele vollständigere Goethe-Ausgaben für sechs Mark auf dem Markt seien und dass ein ›Volksgoethe‹ durch Auswahl und Preis überzeugen müsse. An einem Lexikon-Format hätten die Buchhändler kein Interesse; Werkausgaben in diesem Format kosteten zu viel Fracht und seien schwer zu verkaufen. ²⁴ Dann unterbreitet er seinen Vorschlag: »vier Bände viel kleineren Formats in Pappbände gebunden, je etwa 500 Seiten, nicht zu dickes Papier, anständig gedruckt, für M. 5.-«. ²⁵ Kleineres Format, weniger Bände, einfacher ausgestattet, billiger und viel strenger ausgewählt – so sollte der ›Volksgoethe‹ im ersten Entwurf Kippenbergs werden. Der von der Goethe-Gesellschaft geplante Inhalt hätte sich auf diesen 2000 Seiten niemals unterbringen lassen. Dafür entwarf Kippenberg die Vision einer Goethe-Ausgabe, die zum Vorzugspreis von drei Mark an »Bildungs- und Arbeitervereine, Vereine, Schulen« ²⁶ verkauft werden könnte. Das

18 Henry van de Velde an Hans Olde, 20. September 1907 (GSA 149 / 1101, Nr. 57).

19 Zur Semantik von Buchformaten vgl. Gérard Genette, *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buchs*. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig, Frankfurt a. M. 1989, S. 23–27.

20 Anton Kippenberg an Hofrat [Bernhard Suphan?], 25. Oktober 1907 (GSA 149 / 1101, Nr. 73ⁱ).

21 Anton Kippenberg an Hofrat [Bernhard Suphan?], 25. Oktober 1907 (GSA 149 / 1101, Nr. 73ⁱ).

22 Nicht klar ist, wie Kippenberg auf diese Zahl kommt, da in den Angeboten der Verlage immerhin von 10.000 Stück die Rede ist.

23 Anton Kippenberg an Hofrat [Bernhard Suphan?], 25. Oktober 1907 (GSA 149 / 1101, Nr. 73ⁱ).

24 Vgl. Anton Kippenberg an Hofrat [Bernhard Suphan?], 25. Oktober 1907 (GSA 149 / 1101, Nr. 73^v).

25 Anton Kippenberg an Hofrat [Bernhard Suphan?], 25. Oktober 1907 (GSA 149 / 1101, Nr. 74ⁱ).

26 Ebd.

wäre ein »unerhörtes Verdienst«²⁷ der Goethe-Gesellschaft. Dazu aber müsste die Goethe-Gesellschaft strenger auswählen und den »Standpunkt des gebildeten Goethe-Kenners«²⁸ verlassen, um denjenigen des »Volksbildners«²⁹ einzunehmen. Dann fügte Kippenberg an, dass für eine solche Ausgabe der Zuschuss der Goethe-Gesellschaft viel geringer sein müsste als bei den anderen Angeboten. Er schloss mit der Bemerkung, dass hier einmal eine Gelegenheit sei, »Goethe wirklich zu popularisieren, soweit er sich überhaupt dafür eignet«³⁰ und dass die Goethe-Gesellschaft diese Chance nicht verpassen dürfe. Tatsächlich spiegelt die so skizzierte Goethe-Edition Kippenbergs generelles Verständnis von Werkausgaben wider. Das zeigte sich beispielsweise auch wieder bei der Neuausgabe des ›Volksgoethe‹ im Jahr 1949. Am 16. Juli 1944 schrieb Kippenberg an den Herausgeber Reinhard Buchwald, dass er das deutsche Verlagswesen beim Wiederaufbau »zum Guten Teil auf falschem Wege«³¹ sähe: »Ich möchte aber nach Möglichkeit richtig wieder aufbauen und nicht Steine für Brot bieten. Zu solchen Steinen gehören vielbändige kritische Dichterausgaben, die geplant werden, als wäre nichts im letzten Jahrzehnt geschehen.«³² Man kann hinzufügen, dass solche ›Steine‹ schon vor dem Nationalsozialismus nicht der verlegerischen Vision Kippenbergs entsprachen, sondern dass er nicht auf historisch-kritische, sondern stets auf breiter rezipierbare Klassikerausgaben zielte. Selbst ein »Volksbildner«, wollte Kippenberg »alles daran [...] setzen, dass Goethes Werk zum Volke spricht«, so Kippenberg in einem Brief an Ernst Beutler am 16. März 1945.³³

Kippenbergs Mahnruf an die Goethe-Gesellschaft zeigte offenbar Wirkung. Am 4. Januar 1908 schrieb Schmidt an den geschäftsführenden Ausschuss der Goethe-Gesellschaft, dass man »weder das Format, noch den Umfang, noch den Preis aufrechterhalten«³⁴ könne. Damit hatte sich die Goethe-Gesellschaft verlegerisch modernen Prinzipien angeschlossen. Nicht mehr die repräsentativ großformatige und verzierte Goethe-Ausgabe für einen eingeschränkten Leserkreis war das Ziel, sondern das moderne, praktische und preiswerte Massenbuch.

27 Ebd.

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Ebd.

31 Anton Kippenberg an Reinhard Buchwald, 16. Juli 1944 (GSA 09 / 23, Nr. 107).

32 Ebd.

33 Vgl. Susanne Buchinger, »Alles daran zu setzen, dass Goethes Werk zum Volke spricht«. Goethepflege im Spiegel des Briefwechsels zwischen Ernst Beutler und Anton Kippenberg, in: Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts (2007), S. 305–370, hier S. 305.

34 Erich Schmidt an den geschäftsführenden Ausschuss der Goethe-Gesellschaft, 4. Januar 1908, in: Thomas Neumann, »Armut und Würde« – oder: Faust II gehört nicht dazu! Erich Schmidts »Volks-Goethe«-Ausgabe im Insel-Verlag (1909), in: Zeitschrift für Germanistik, N.F. 10 (2000), S. 614–620, hier S. 616.

Wie radikal Kippenberg das Problem der Auswahl ins Auge fasste, zeigen ein Brief und beiliegende Kalkulationen, die er am 14. April 1908 an Erich Schmidt sandte: *Reineke Fuchs* und *Stella* wollte er ausschließen,³⁵ *Dichtung und Wahrheit* von 44 auf 30 Bogen kürzen. Er plädierte andererseits dafür, zusätzlich zum ohnehin geplanten Abdruck des fünften Aktes von *Faust II* – an die integrale Aufnahme des ganzen Werks dachte damals noch niemand – auch die erste Szene des ersten Aktes von *Faust II* aufzunehmen und die Lücke durch eine Herausgeber-Überleitung zu füllen. Vor allem aber legte er zwei getrennte Kalkulationen vor, eine sechsbändige Goethe-Ausgabe und eine fünfbändige, die ohne den Band *Wilhelm Meisters Lehrjahre* auskam. Das zeigt, dass man um 1900 auf die *Lehrjahre* eher zu verzichten können glaubte als auf *Dichtung und Wahrheit*, das den fünften Band ausfüllte.³⁶

Die Vorstandssitzung vom 12. Juni 1908 beschloss, der Generalversammlung vorzuschlagen, mit dem Insel-Verlag abzuschließen.³⁷ Der 24. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft über die Generalversammlung vom 13. Juni 1908 nennt dann den Insel-Verlag als Veranstalter der Werkausgabe: Sie solle in einer »einfachen, aber anständigen Ausstattung«³⁸ erscheinen. Holzfreies Papier im »bequemen«³⁹ Oktavformat und Pappereinbände sollten benutzt werden. Die Ausgabe werde sechs Bände umfassen und insgesamt sechs Mark kosten – bei der Bandanzahl hatte sich offenbar die Kommission des ›Volksgoethe‹ durchgesetzt, und *Wilhelm Meisters Lehrjahre* blieb in den ausgewählten Werken enthalten. Der Verlag drucke in einer ersten Auflage 20.000 Exemplare, wenn die Goethe-Gesellschaft 20.000 Mark hinzuschösse, was bei dieser für Volksausgaben gehobenen Ausstattung nötig sei. 1000 Freixemplare und ermäßigte Exemplare für Mitglieder der Goethe-Gesellschaft seien ebenso vorgesehen. Im Übrigen stehe die Auswahl der aufzunehmenden Texte fest. Die Jahresversammlung segnete diese Rahmendaten ab.⁴⁰

Der Verlagsvertrag enthält die auf der Jahresversammlung vorgestellten Bestimmungen. Was Druck, Papier und Bindung betrifft, so heißt es jetzt, die Aus-

35 Er zweifelte beim *Reineke Fuchs* aber gleich wieder. Dennoch wurden letztlich beide Werke nicht abgedruckt.

36 Vgl. Anton Kippenberg an Erich Schmidt, 14. April 1908 (GSA 149 / 1101, Nr. 91r) und (GSA 149 / 1101, Nr. 93, 94).

37 Vgl. den »Auszug a[us] dem Protokoll über die Vorstandssitzung am 12. VI. 08« (GSA 149 / 1101, Nr. 98').

38 Eduard Raehlmann, Vierundzwanzigster Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, S. 5.

39 Ebd.

40 Ebd., S. 5f.

gabe sollte »in würdiger Ausstattung«⁴¹ erscheinen. Der Verlag verpflichtete sich, die ermäßigten Exemplare zu 3,70 Mark an die Goethe-Gesellschaft zu verkaufen, vorausgesetzt, sie wiederum verschenke diese. Weitere Verhandlungen sollten geführt werden, falls eine Neuauflage nötig werde.

Die schlichte Ausstattung und ihre Botschaft

Wie wichtig Kippenberg die Ausstattung des ›Volksgoethe‹ war, erhellt bereits aus dem Briefwechsel mit Schmidt: Kippenberg übersandte nämlich mit dem Brief vom 14. April 1908 ein Probe-Exemplar des Einbandes, das er bat, nicht außerhalb der Kommission zu zeigen, denn er finde diesen Einband, der bis auf das Rückenschild fertig sei, sehr schön und halte ihn für »ein wenn auch bescheidenes geistiges Eigentum«.⁴² Die »Durchschlagkraft der Ausgabe [hänge; P.A.] nicht zum wenigsten eben an dem äusseren Gewande«.⁴³

Während die gestalterische Grundidee (Pappband mit Papierüberzug, Format) offenbar also auf Kippenberg selbst zurückgeht, entwarf Emil Rudolf Weiß das Rückenschild; auch war er an der Farbgebung beteiligt. Weiß war von dem Unterfangen sehr angetan und erfasste sofort die Ausrichtung des ›Volksgoethe‹. An Kippenberg schrieb er am 10. Mail 1909:

Den Volksgoethe find ich als Leistung in seiner Art ausgezeichnet und gratuliere Ihnen zu dem Unternehmen. Es wird wohl das werden, was er sein will, der Volksgoethe, den man überallhin mit sich nimmt. Es handelt sich jetzt dabei um die Frage des Einbands, die gerade bei solchen Werken besonders sorgfältig überlegt und ausgeführt werden muß. Diese Ausgabe eignet sich meines Erachtens auch sehr gut, um von kleineren und mittleren Lehranstalten als Schulpreis verwendet zu werden und sollte deshalb nicht nur im Pappband (den ich, wohl mit Recht, voraussetze), sondern auch, um auch

41 Vgl. den Verlagsvertrag vom 7.–11. November 1908, abgedruckt in: Thomas Neumann, »Armut und Würde«, S. 616–618.

42 Anton Kippenberg an Erich Schmidt, 14. April 1908 (GSA 149 / 1101, Nr. 92^f). Es ist also wahrscheinlich, dass die Einbandgestaltung nicht nur von Emil Rudolf Weiß, sondern auch von Kippenberg selbst stammte. Vgl. dagegen die alleinige Zuschreibung an Weiß bei: Heinz Sarkowski, Der Insel Verlag, S. 89 und Barbara Stark, Das Buch als Persönlichkeit. Emil Rudolf Weiß und der Insel-Verlag, in: Vom Ornament zur Linie. Der frühe Insel-Verlag 1899–1924. Ein Beitrag zur Buchästhetik im frühen 20. Jahrhundert, hg. von John Dieter Brinks, Laubach und Berlin 2000, S. 149–164, hier S. 154.

43 Anton Kippenberg an Erich Schmidt, 14. April 1908 (GSA 149 / 1101, Nr. 92^f).

im Einband alle Altertümelei zu vermeiden, in einen glatten, schlichten, Halbpergamentband gebunden werden oder in ein schönes, ziemlich glattes Leinen von dauerhafter Qualität und Farbe, um den Ansprüchen an besseres Material und größere Haltbarkeit zu genügen.⁴⁴

Kippenberg hatte ja der Goethe-Gesellschaft gegenüber gerade das zunächst geplante Lexikon-Format kritisiert. Weiß nun erkennt, dass die Portabilität für die Ausgabe (»den man überallhin mit sich nimmt«) ein wichtiges Merkmal ist. Dauerhaft, aber schlicht und praktisch und dabei nicht altertümlich, so lautet die Devise. Die Leinen- und Halblederausgaben, nicht aber das von Weiß gewünschte Pergament, folgten ab der zweiten Auflage.

Die einfache Ausstattung der schlanken, 18,5 Zentimeter hohen Bände ist auf den Preis abgestimmt.⁴⁵ Der Pappereinband ist mit schmucklosem Glanzpa-



Erich Schmidts ›Volksgoethe‹ im Insel-Verlag (1909, hinten) und eine Goethe-Ausgabe des Max Hesse Verlags (circa 1909, vorne), © DLA Marbach

⁴⁴ Emil Rudolf Weiß an Anton Kippenberg, 10. Mai 1909 (GSA 50 / 3701,1).

⁴⁵ Autopsiert wurde das Exemplar aus der Produktionsbibliothek des Insel-Verlags im Deutschen Literaturarchiv Marbach.

pier überzogen, dessen Struktur sichtbar ist. Dadurch stellt der Einband seine Materialität aus, das heißt, es ist deutlich erkennbar, dass Buch und Einband aus Papier sind. Nur das kleine, oben angebrachte und farblich abgesetzte Rückenschild hat einen Zierrahmen, der an die Buchkunst des achtzehnten Jahrhunderts gemahnt.⁴⁶ Diese Rückenschilder wurden von Weiß entworfen; sie machten ihm nicht wenig Mühe, da er das Ornament an die unterschiedlichen Bandstärken anpassen musste. Zunächst war Kippenberg von den Entwürfen wenig begeistert. Er dachte an eine mittige Positionierung der Schilder auf dem Buchrücken und fand sie zu klein. Zudem schien ihm die Umrandung des Rückenschildes »reichlich lebhaft«⁴⁷ für den »innen und aussen so ausserordentlich schlichten Band«.⁴⁸ Weiß dagegen wollte die Schilder oben anbringen und verteidigte seinen Buchschmuck:

Im übrigen finde ich das gerade nett: der innen und außen so einfachen Ausgabe einer Stelle einen Kleinen wirklichen Schmuck zu geben, wie ein kleines Haus eine gezierte Tür hat – oder ein reizvolles Oberlichtgitter über der glatten Haustür, wie man es an den einfachsten Rococo- und auch Empirehäuschen sieht.

Das finde ich schön.⁴⁹

Weiß fasste also den Buchrücken als architektonisches Werk auf, das schlicht zu sein hat, aber ein Zierelement aufweisen darf. Seinen Schmuck rechtfertigte er unter Rückgriff auf das achtzehnte und frühe neunzehnte Jahrhundert; er orientierte sich nicht an der im Entstehen begriffenen modernen Architektur, die schließlich alle Zierelemente weglassen sollte.

Einfach wie der Pappeinband ist auch der Schnitt. Der obere Schnitt des holzfreien Buchblocks ist farblich dem Einband angeglichen und will keinesfalls als farbiger Akzent wirken; er dient lediglich dem Schutz. Unverziert ist auch das Vorsatzpapier. Der Schmutztitel, also das dem Haupttitelblatt vorgebundene Schutzblatt, trägt nur das Verlagssignet. Das Titelblatt ist markant eingerahmt. Titel und Bandangabe heben sich in demjenigen gedämpften Rot vom übrigen Text ab, das auch beim Rückenschild zur Anwendung kommt. Diese Elemente tragen zu einem schlichten, einheitlichen und durch die Ausstellung der Materialität ›ehrlichen‹ Gesamteindruck bei, der bewusst reduziert und damit überlegt

46 Vgl. Jörg Meier: Das moderne Buch, S. 222.

47 Anton Kippenberg an Emil Rudolf Weiß, 7. August 1909 (GSA 50 / 3701,1).

48 Ebd.

49 Emil Rudolf Weiß an Anton Kippenberg, 8. August 1909 (GSA 50 / 3701,1).

wirkt. Der ›Volksgoethe‹ markierte klar, dass Kippenberg den Jugendstil für überholt erachtete.⁵⁰

Jede Abteilung der Werkausgabe hat ein eigenes Titelblatt, das gänzlich schmucklos lediglich den gedruckten Titel zeigt (›Einleitung«, ›Gedichte«, Faust[.] Eine Tragödie«, und so weiter). Trotz der einfachen Materialien setzt sich so der großzügige Eindruck fort. Die Drucktype von Goethes Texten ist eine Fraktur und nicht zu klein; der Kommentar ist kleiner gedruckt und tritt somit in seiner Bedeutung hinter Goethes Schriften zurück. Die gleichzeitig für deutsche Klassiker erprobte Antiqua der Wilhelm Ernst-Ausgabe kam nicht zur Anwendung; man hielt sich an die bewährte Fraktur. Durch die relativ große Drucktype wirkt der Text nicht gedrängt, sondern großzügig angeordnet. Die erste Auflage, 20.000 Exemplare, wurde nur in dieser Ausstattung angeboten.⁵¹ Später verlangte Kippenberg nach einer Leinen- und einer Halbfranzausgabe, was die Goethe-Gesellschaft zunächst nicht gestatten wollte. Schließlich gab die Goethe-Gesellschaft nach, die wohl um den ›Volks‹-Charakter ihrer Ausgabe fürchtete.⁵² Auch das ist ein Beleg, wie angemessen man schließlich die Ausstattung für eine Volksausgabe empfand.

Dass die Wilhelm Ernst-Ausgabe mit ihrem Ganzledereinband, dem Dünn-druckpapier, dem Goldschnitt und dem Preis von vier bis sechs Mark pro Band (1910) von vornherein eine andere Zielgruppe im Visier hatte, liegt auf der Hand. Aber auch von anderen, populären Klassikerausgaben unterscheidet sich der ›Volksgoethe‹ markant. Die Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben des Max Hesse Verlags wurden in vier Ausstattungen ausgeliefert, von broschiert über den Leineneinband bis zur Luxus- und Salonausgabe (siehe Abbildung 1).⁵³ Die vier, 16 Zentimeter hohen und im Vergleich zum ›Volksgoethe‹ dickeren Leinenbände von *Goethes ausgewählte[n] Werke[n]* dieses Verlags kosteten ebenfalls sechs Mark. Sie sind großflächig mit zweifarbigem Jugendstilornament verziert; der Titel, dem Buchrücken eingeprägt, ist vergoldet. Auf dem vorderen Buchdeckel

50 Vgl. hierzu: Heinz Sarkowski, Wolfgang Jeske, Der Insel-Verlag 1899–1999. Die Geschichte des Verlags. 1899–1964 von Heinz Sarkowski. Chronik 1965–1999 von Wolfgang Jeske. Eingeleitet von Siegfried Unseld, Frankfurt a. M. und Leipzig 1999, S. 126.

51 Jörg Meiers Aussage, diese Goetheausgabe sei auch in blauem Halbleder erschienen, muss sich also auf die späteren Auflagen beziehen. Vgl. Jörg Meier, Das moderne Buch, S. 222.

52 Vgl. GSA 149 / 1103, Nr. 4–28. Der ›Volksgoethe‹ stand 1914 vor dem Ende, da die gestiegenen Druckkosten die Ausgabe vollends unrentabel machten, die Goethe-Gesellschaft keinen Zuschuss zahlen wollte und der Ladenpreis nur in Abstimmung mit der Goethe-Gesellschaft auf 6,50 Mark erhöht werden durfte. Vgl. Anton Kippenberg an den Geschäftsführenden Ausschuss der Goethe-Gesellschaft, 19. Januar 1914 (GSA 149 / 1103, ohne Nummerierung).

53 Vgl. Goethes ausgewählte Werke in sechzehn Bänden. Mit einem Bildnis Goethes, sowie einer Einleitung; Goethes Leben und Werke, hg. von Simon M. Prem, Leipzig [ca. 1909], hier Bd. 16, S. 1 der angebotenen Verlagswerbung am Ende des Bandes.

prangt in großen Lettern »Goethe« und suggeriert damit, man habe hier keine Werkauswahl, sondern den Autor selbst in der Hand. Der Buchschnitt ist an allen drei Seiten marmoriert. Das Vorsatzpapier ist farbig gemustert, dem ersten Band ist ein Bildnis von Goethe beigegeben, das mit seiner Unterschrift versehen ist.⁵⁴ Unzweifelhaft setzt diese Ausgabe stärker auf den modischen Jugendstil und versucht dadurch zu gefallen. Sie verlässt sich auf die auratische Wirkung von Autorbild und Schriftzug. Und sie versucht durch eine kleine Frakturtype auf geringem Raum viel Text unterzubringen. Das waren sicher allesamt verkaufsfördernde Merkmale dieser Ausgabe. Enger am Konzept Kippenbergs sind Bongs Klassiker, also die Werkausgaben des deutschen Verlagshauses Bong&Co. Goethes Werke erschienen dort circa 1909 in 20 Teilen. Die Bände haben dasselbe Format wie der ›Volksgoethe‹, doch sie sind in rotes Leinen mit Goldprägung gebunden. Auch hier also unterbietet Kippenberg seine Konkurrenten in der Pracht der Ausstattung, so wie er versucht, sie in der konsequenten Gestaltung zu übertreffen. Wie schon aus dem Brief Kippenbergs an die Goethe-Gesellschaft vom 25. Oktober 1907 erhellt, kannte der Verleger diese Ausgaben, die im Buchhandel wichtige Konkurrenten waren. An Julius Petersen schrieb er, dass sich angesichts seiner eigenen Werkausgabe »sogenannte[] weitere[] Kreise« hoffentlich davon überzeugen würden, »wie unsagbar scheusslich die Ausgaben von Bong und Hesse sind«.⁵⁵ Der Briefpartner, der auch als Rezensent des ›Volksgoethe‹ in Erscheinung treten sollte, hatte schon zuvor die »Gediegenheit der Ausstattung«⁵⁶ gelobt.

Jonas Fränkel machte in seiner Rezension in der *Frankfurter Zeitung* nicht nur den Ehrentitel »Volks-Goethe« zur gängigen Münze, er verglich andere Ausgaben, die vornehmlich repräsentativ wirken, mit einem »vergoldete[n] Möbelstück«,⁵⁷ das ungelesen im Wohnzimmer des »Bildungsprotz[es]« stehe. Genau damit warb auch der Verlag: »Diese neue Ausgabe [...] tritt mit dem entschiedenen Anspruch hervor, gelesen zu werden und nicht im ›Klassiker-Schrank‹ das unberührte Dasein der Werke zu führen, ›die man besitzen muß.«⁵⁸ Das genau war die Botschaft der schlichten Ausstattung: Das Buch war nur zur Lektüre bestimmt und nichts sollte von diesem Zweck ablenken.

54 Zum Autorenportrait als Mittel der Werbung um 1900 – bereits als Foto bei der Vermarktung lebender Autoren – vgl. Sandra Oster, *Das Autorenfoto in Buch und Buchwerbung. Autorinszenierung und Kanonisierung mit Bildern*, Berlin und Boston 2014, S. 100–116.

55 Anton Kippenberg an Julius Petersen, 1. November 1909, abgedruckt in: Thomas Neumann, »Armut und Würde«, S. 619.

56 Julius Petersen an Anton Kippenberg, 30. Oktober 1909, abgedruckt in: ebd.

57 Jonas Fränkel, *Der Volks-Goethe*, in: *Frankfurter Zeitung* vom 1. Januar 1910, S. 5 (erstes Morgenblatt).

58 Zitiert nach: Heinz Sarkowski, Wolfgang Jeske, *Der Insel-Verlag 1899–1999*, S. 82.

Dass sich der ›Volksgoethe‹ im literarischen Feld der Goethe-Ausgaben behaupten konnte, lag aber sicher nicht nur am Preis und an seiner ästhetisch gelungenen und markant von der Buchkunst der Jahrhundertwende⁵⁹ abweichenden Ausstattung. Die Goethe-Gesellschaft, in dessen Auftrag die Ausgabe herausgegeben wurde, ermöglichte sie nicht nur durch die finanzielle Unterstützung, sondern sie verlieh ihr auch symbolisches Kapital. Dass sie selbst ebenfalls von der Ausgabe profitierte, mag ein späterer Seitenhieb von Georg Witkowski belegen, der beklagte, dass der ›Volksgoethe‹ »die einzige[] ins Allgemeine wirkende[] Lebensäußerung der Goethe-Gesellschaft«⁶⁰ gewesen sei.

Aus dem Entstehungskontext der Ausgabe lässt sich also erkennen, dass der »Volks-Goethe« – diese Bezeichnung wurde in den Briefen und Akten der Goethe-Gesellschaft schon vor dem Erscheinen verwendet⁶¹ und findet sich zum Beispiel auch im Verlagsprospekt von Weihnachten 1914⁶² – tatsächlich auf breiteste Schichten berechnet war. Er sollte als kostenloses Exemplar in Volksbibliotheken des Auslands gelangen, er wurde als Band XXIV der Schriften der Goethe-Gesellschaft an die 3252 Mitglieder (Stand: Ende 1909) verteilt,⁶³ er wurde auf Anweisung der Goethe-Gesellschaft durch den Insel-Verlag zu dem ermäßigten Preis an Vereine, Gesellschaften und Institute geliefert, und er ging schließlich für preiswerte, aber keineswegs konkurrenzlose sechs Mark in den Buchhandel.

Literarische Charakteristik: Schmidts Einleitung *Lebenslauf* und der chronikalische Zusammenhang von Goethes Leben und Werk

Erich Schmidt zeichnete für den Inhalt der Ausgabe verantwortlich. Damit übernahm eine der zentralen Figuren im Wissenschaftsbetrieb die Herausgabe. Schmidt war als Schüler Wilhelm Scherers einer der Herausgeber der Weimarer Sophienausgabe von Goethes Werken, er war Direktor des neugegründeten Wei-

59 Einen zeitgenössischen Überblick hierüber gibt: Otto Grautoff, *Die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland*, Leipzig 1901.

60 Georg Witkowski, *Von Hempel bis Wilhelm Ernst*, in: *Navigare necesse est*, hg. von Katharina Kippenberg, Leipzig 1924, S. 89–102, hier S. 101.

61 Vgl. u. a. den oben zitierten Brief Schmidts an den geschäftsführenden Ausschuss der Goethe-Gesellschaft am 4. Januar 1908, abgedruckt in: Thomas Neumann, »Armut und Würde«, S. 616.

62 Vgl. *Bücher des Insel-Verlages Weihnachten 1914*, hg. vom Insel-Verlag (Deutsches Literaturarchiv Marbach, noch nicht katalogisiert). Im Folgenden wird das Deutsche Literaturarchiv Marbach durch die Sigle ›DLA‹ abgekürzt.

63 Siehe den sechszwanzigsten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, in: *Goethe-Jahrbuch*, 32 (1911), S. 1–19, hier S. 9 und den dem Jahrbuch beiliegenden Anmeldezettel (enthalten im Exemplar der Bibliothek des DLA, Sig.: Xlr).

marer Goethe-Archivs (1885–1886), in der hier interessierenden Zeit Präsident der Goethe-Gesellschaft, Nachfolger auf Scherers Lehrstuhl an der Universität zu Berlin (1887–1913) und Jubiläums-Rektor dieser Universität (1909 / 10).⁶⁴ Es sei dahin gestellt, ob der ›Volksgoethe‹ wirklich das »Hauptgeschäft«⁶⁵ seiner Präsidentschaft war, aber angesichts des hohen finanziellen Beitrags der Goethe-Gesellschaft und der breiten Wirkung der Ausgabe war sie sicherlich nicht nur ein Meilenstein für die Weimarer, sondern auch für die an der Goethe-Philologie zur Wissenschaft gewordene Neugermanistik. Denn es handelt sich beim ›Volksgoethe‹ nicht nur um die Popularisierung von Goethes Schriften, sondern auch um den Versuch, die Goethe-Philologie zu popularisieren. »Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen«,⁶⁶ war der Wahlspruch Schmidts, der sich im Stammbuch der von ihm regelmäßig besuchten Germanistenkneipe fand.

Die wichtigsten Paratexte des ›Volksgoethe‹ sind der einleitende *Lebenslauf* im ersten Band, die Erläuterungen im Anhang jeden Bandes und Wörterverzeichnisse, die sich ebenfalls in jedem Band befinden. Dem Charakter einer Volksgoethe-Ausgabe, die vor allem verständlich sein will, entspricht am deutlichsten das Bestreben des Herausgebers, erklärungsbedürftige Begriffe zu erläutern. Das »Wörterverzeichnis« in jedem Band erklärt nicht nur Götternamen wie Jupiter, sondern auch Fremdwörter wie Atheist, Pokal, Statut oder veraltete Begriffe wie Witz. Auch in seinen eigenen Erläuterungen vermied Schmidt weitgehend alles, was ihm schwer verständlich schien. Er nannte seine Einleitung *Lebenslauf*, nicht Biografie, er schrieb »Geheimweisheit« und setzte die »Alchemie« in Klammern dahinter,⁶⁷ er erklärte »Metamorphose« durch »Umwandlung«,⁶⁸ den Homunculus durch »chemisches Menschlein«,⁶⁹ und so weiter. Eine höhere Schulbildung wird somit nicht zwingend vorausgesetzt und die Ausgabe dem Anspruch gerecht, Goethes Werke auch für nicht-Akademiker zugänglich zu machen.

64 Vgl. Volker Ufertinger, Erich Schmidt. Philologie und Repräsentation im Kaiserreich. Hausarbeit zur Erlangung eines magister artium der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1995. Volker Ufertinger, Schmidt, Erich, in: Internationales Germanistenlexikon. 1800–1950. 3 Bde., hg. von Christoph König, Berlin und New York 2003, Bd. 3, S. 1618–1621, hier S. 1619. Zu Schmidt vgl. weiterhin: Wolfgang Höppner, Erich Schmidt (1853–1913), in: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Portraits, hg. von Christoph König, Hans-Harald Müller und Werner Röcke, Berlin und New York 2000, S. 107–114.

65 So das Urteil von: Wolfgang Goetz, Fünfzig Jahre Goethe-Gesellschaft, S. 60.

66 Zitiert nach: Volker Ufertinger, Erich Schmidt. Philologie und Repräsentation im Kaiserreich, S. 92.

67 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe, Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft ausgewählt, hg. von Erich Schmidt, Leipzig 1909, hier Bd. 1, S. 638 (Kommentar).

68 Vgl. ebd., Bd. 6, S. 503.

69 Vgl. ebd., Bd. 1, S. 643.

Der *Lebenslauf* spiegelt wider, dass die Philologie der Zeit auf die Biografie des Autors als Leitfaden für das Werk fixiert war. Dieser Text, der ein vielschichtiges Bild von Goethe in seiner Zeit entwirft, wurde noch in der Neubearbeitung Gustav Roethes von 1949 / 52 abgedruckt.⁷⁰ Vom (häufig nationalen gefärbten) Pathos, das in der Goethe-Verehrung des neunzehnten Jahrhunderts zu spüren ist und das auch in Werkausgaben Goethes um 1900 aufgefunden werden kann,⁷¹ merkt man hier kaum etwas. Goethe ist nicht mehr die Urgewalt, die voraussetzungslos über die Deutschen hereinbricht und aus sich heraus ein neues Klima schafft, in dem seither ein ganzes Volk lebt.⁷² Auf diese Weise hatte aber Herman Grimm in seinen einflussreichen Goethe-Vorlesungen (ED 1877) die Frage beantwortet: »Was war Goethe [...]?«⁷³

In seiner Rede *Die litterarische Persönlichkeit* (1909) legt Schmidt die Prinzipien seiner literarhistorischen Autor-Charakteristik offen. Der Scherer-Schüler orientiert sich an den Kategorien des Ererbten, Erlebten und Erlernen.⁷⁴ Damit hat er drei Fragerichtungen etabliert, in denen er gesetzmäßige Zusammenhänge aufspüren will. Doch Schmidt möchte einen großen Autor nicht in diesem Kausalgefüge aufgehen lassen; dafür steht der Begriff der »Persönlichkeit«. Zwar sieht er die Anfänge selbst des größten Genies durch geschichtliche und literarische Bedingungen determiniert, und diese Konstellationen muss man positivistisch erforschen, doch mit zunehmender Reife prägt die »eigen-

70 Zu den Änderungen, die Kippenberg dem neuen Bearbeiter Gustav Roethe zur Neuausgabe 1925 vorschlug vgl.: Anton Kippenberg an Gustav Roethe am 1. April 1925 (?) (DLA, SUA: Insel-Verlag, Briefwechsel Insel-Verlag / Goethe-Gesellschaft und Verträge, 1923–1925 [noch nicht katalogisiert]).

71 Vgl. z. B. den Einleitungssatz der Goethe-Ausgabe des Max Hesse Verlags von Prem: »Aus langer Trübsal und Schmach erhob sich im 18. Jahrhunderte das unterdrückte deutsche Volk langsam zu einem besseren Dasein.« (Goethe, Goethes ausgewählte Werke in sechzehn Bänden, Bd. 1, S. III).

72 Zu den unterschiedlichen Auffassungen Schmidts und Grimms über die Bedeutung der Philologie und der Literaturgeschichte vgl. Volker Ufertinger, Erich Schmidt. Philologie und Repräsentation im Kaiserreich, S. 59–61.

73 Und nicht: Wer war Goethe? (Herman Grimm, Aus: Goethe. Vorlesungen gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin, in: Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland. Teil III: 1870–1918, hg. von Karl Robert Mandelkow, München 1979, S. 69–87, hier S. 74). Vgl. z. B. »Goethe hat im geistigen Leben Deutschlands gewirkt wie eine gewaltige Naturerscheinung im physischen gewirkt hätte. [...] Goethe hat unsere Sprache und Literatur geschaffen« (ebd.).

74 Erich Schmidt, Die litterarische Persönlichkeit. Rede zum Antritt des Rektorats der Königlich Friedrich-Wilhelms-Universität am 15. Oktober 1909, in: ders., Reden zur Litteratur- und Universitätsgeschichte, Berlin 1911, S. 1–20, hier S. 17.

artige[] Persönlichkeit«⁷⁵ dem Erlernten einen »persönlichen Stempel«⁷⁶ auf. Weil sich dieser Wandel nicht restlos erklären lässt, billigt er dem Genie zu, ein »Geheimnis«⁷⁷ zu sein. Das Einfallstor für das Geheimnisvolle scheint das Erlebte zu sein, das Schmidt nun mit Wilhelm Dilthey als »Erlebnis«⁷⁸ versteht.⁷⁹ Damit nimmt er eigenen Ausführungen zufolge eine Position ein zwischen Wilhelm von Humboldt, der meinte, das Genie breche mit der Kausalität, und Hippolyte Taine, der glaubte, Genies als »reduzierbare Produkte«⁸⁰ ganz auf Kausalgesetze zurückführen zu können.⁸¹ Schmidt ist es wichtig, jede Veränderung im Hinblick auf ihren Innovationscharakter zu befragen. Dieser Neuigkeitswert gilt ebenfalls im Hinblick auf den zeitgenössischen Rezipienten: Man solle stets fragen, inwiefern der Dichter »an der Entdeckung neuer Welten in uns, um uns, über uns«⁸² beteiligt sei. Das Ziel der Charakteristik wird mit Goethes Gedicht *Urworte. Orphisch* (*ΔΑΙΜΩΝ, Dämon*) bezeichnet:

Mit diesen sinnschweren Urworten hat Goethe, der geistige Horoskopsteller, die gesetzmäßige Dauer im Wechsel einer historisch bedingten und nach ihrer Eigenart fortschreitenden Persönlichkeit ausgesprochen, davon durchdrungen, daß ein Mensch, zehn Jahre früher oder später geboren, ein anderer sein müßte [...].⁸³

Neben einer Biografie des Menschen in seiner Zeit wird es Schmidt also darauf ankommen, den unveränderlichen Wesenskern einer ›porträtierten‹ Person zu erfassen. Da Schmidts Ausführungen um die Textsorte der Charakteristik kreisen, gehören seine Ausführungen in die Geschichte dieser Gattung und markieren dort ihre post-positivistische Theoriebildung.⁸⁴

75 Ebd.

76 Ebd., S. 18.

77 Ebd., S. 12.

78 Ebd., S. 17.

79 Natürlich spielt auch das Ererbte eine Rolle hierbei. Aber Schmidt räumt ein, dass beim Ererbten das ›Ignoramus‹, vielleicht sogar das berühmte ›Ignorabimus‹ Dubois-Reymonds gelte. Vgl. ebd., S. 10.

80 Ebd., S. 12.

81 Zur Stellung von Schmidts Charakterisierungskunst zwischen Scherer und Dilthey vgl. die Bemerkungen bei: Wolfgang Höppner, Erich Schmidt (1853–1913), S. 113f. Vgl. auch den Abschnitt über Schmidts *Die litterarische Persönlichkeit* bei: Volker Ufertinger, Erich Schmidt. Philologie und Repräsentation im Kaiserreich, S. 107–112.

82 Erich Schmidt, *Die litterarische Persönlichkeit*, S. 14.

83 Ebd., S. 9.

84 Den Begriff »Charakteristik« verwendet Schmidt mehrfach. Ihm ist bewusst, dass er damit in einer Tradition steht, die bei Herders *Literarische Denkmale* beginnt und über die Charak-

Damit sind grundlegende Koordinaten auch des *Lebenslaufs* bezeichnet, der ebenfalls eine Charakteristik sein will. Obwohl man diesem Text Schmidts Goethe-Verehrung deutlich anmerkt – er bezeichnet etwa Goethe »als ein heranreifendes Genie«⁸⁵ – so ist der Ton im Ganzen recht nüchtern. Superlative meidet er.⁸⁶ Auch wird der Monumentalisierung dadurch entgegengewirkt, dass Goethe als Mensch mit Schwächen gezeigt wird. Unselbständig in seinen literarischen Anfängen, »schuldig«⁸⁷ in der Liebe zu Friederike Brion, gezeichnet von »schwere[n] Prüfungen durch seelische und körperliche Leiden«,⁸⁸ entsagend im letzten Drittel seines Lebens. Durch diese Charakterisierung erscheint Goethe nahbar und nicht als ehernes Monument, vor dem der einfache Leser vor Ehrfurcht zu erstarren hat. Auch ein anderer Schwerpunkt scheint gegen eine stereotype Goethe-Auffassung gerichtet zu sein: Entgegen der üblichen Stilisierung Goethes zum Prototyp des Deutschen⁸⁹ beleuchtet Schmidt auf einer halben Seite Goethes Weltoffenheit und zitiert sein Konzept einer »Weltliteratur«; ein Schwerpunkt, der gut zur Auffassung des Verlegers Kippenberg passte.⁹⁰

Schmidt lenkt die Neugier des Lesers ganz zu Beginn der Biografie von Goethe ab und hin zu den »Kontexten«. Schon im zweiten Satz muss sich der Leser mit Friedrich dem Großen, Klopstock und Lessing auseinandersetzen. Das Erlern-

terisierungskunst der Romantiker bis in die eigene Gegenwart reicht. Lob- und Leichenrede, die Eloge, Karikatur und Essay werden als Textsorten hinzugezogen, um die Charakteristik abgrenzend zu profilieren. Vgl. ebd., S. 4–9. Zur Textsorte der Charakteristik vgl.: Günter Oesterle, »Kunstwerk der Kritik« oder »Vorübung zur Geschichtsschreibung«? Form- und Funktionswandel der Charakteristik in Romantik und Vormärz, in: Literaturkritik – Anspruch und Wirklichkeit. DFG-Symposium 1989, hg. von Wilfried Barner, Stuttgart 1990, S. 64–86. Ferner: Christopher Busch, Kontinuität der Form? Zum Verhältnis von Philologie, Charakteristik und Literaturgeschichtsschreibung bei Friedrich Schlegel, in: Athenäum, 21 (2011), S. 17–46, hier S. 20 f.

85 Erich Schmidt, Einleitung, in: Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft ausgewählt, hg. von Erich Schmidt, Leipzig 1909, Bd. 1, S. II–XXVIII, hier S. V.

86 Vgl. dagegen das national-superlative Pathos, mit dem Prem in der Einleitung zur Goethe-Ausgabe des Max Hesse-Verlags den *Faust* beschreibt: »Sein ›Faust‹ ist eine der größten und tiefstinnigsten Schöpfungen der Menschheit [...]. Für die Deutschen bedeutet es geradezu das größte nationale Werk, in welchem die Ziele des gesamten Volkes in der Einsetzung aller Kräfte zur Erhöhung der Weltkultur gesteckt werden.« (Goethes ausgewählte Werke in sechzehn Bänden, Bd. 1, S. LXXVIII)

87 Diese Selbstaussage Goethes wird zitiert (ebd.).

88 Ebd., S. XII.

89 Vgl. hier auch Schmidts Bemerkung, dass die Gotik, anders als es Goethes Aufsatz *Von deutscher Baukunst* nahelegt, französischen Ursprungs sei. Vgl. ebd., S. VI.

90 Vgl. z. B. Kippenbergs spätere Rede *Goethe und seine Welt* von 1932 (Anton Kippenberg, Goethe und seine Welt. Worte, gesprochen bei der Eröffnung der Ausstellung in Berlin am 19. März 1932, in: ders., Reden und Schriften, Wiesbaden 1952, S. 213–219, hier S. 213 f.).

wird nie ausführlich geschildert, aber präzise benannt.⁹¹ Literatur (Klopstock, Lessing, Wieland, Shakespeare, etc.) geistige und religiöse Strömungen (Pietismus, Antike, Spinozismus, etc.), Politik oder Universitätsstudium werden als Einflussgrößen angeführt. Zu Beginn werden die (literar-)historischen Kontexte breiter geschildert, weil sich eben die »gesunde[] abhängige[] Unreife«⁹² von diesen bedingen lässt. Schmidt unterscheidet also zwischen dem jungen Goethe, der unselbständig nachahmte,⁹³ und dem späteren, dem »[l]itterarische Moden [...] nichts mehr anhaben«⁹⁴ konnten und dessen Lyrik einen »der bisherigen Stubenpoesie fremden, naturfrischen Aufschwung«⁹⁵ erhalten habe.

Unter dem Erlebten nehmen die ausführlicher geschilderten Liebesbeziehungen eine wichtige Position ein. Auch die soeben erwähnte Veränderung in Goethes Lyrik wurde Schmidt zufolge durch die Liebe zu Friederike Brion ausgelöst. Bei der Erzählung dieser Liebesbeziehungen wird immer wieder auf Gedichte Goethes angespielt oder es werden entsprechende Zitate gegeben, sodass der Zusammenhang zwischen Leben und Dichten augenfällig wird.⁹⁶ Überhaupt wird dieser Zusammenhang am sinnfälligsten durch die Frauenbeziehungen demonstriert, die Goethe unterhielt: Die *Römischen Elegien* wurden »hervorgehoben«⁹⁷ durch Christiane Vulpius, der Roman *Die Wahlverwandtschaften* »entsprang«⁹⁸ der entsagenden Neigung zu Minna Herzlieb, das Verhältnis zu Marianne von Willemer kam dem *West-Östlichen Divan* »herrlich zugute«.⁹⁹ Bei den Liebesbeziehungen des nicht mehr jugendlichen Goethe deutet Schmidt am mutigsten ursächliche Verbindungen zu seinen Werken an. So tritt die Liebe (das Erlebte) tendenziell an die Stelle des Erlernten, das den ganz jungen Goethe prägte. Allerdings ändert sich die Wertung dieser bedingenden Beziehungen: Während die Anfänge weitgehend als unselbständige Nachahmungen abgewertet werden, reift Goethe durch die Liebschaften und schafft Werke eigenen Stils. Ohne dass Schmidt es ausspricht, kann vermutet werden, dass an diesem Punkt das Geheimnis seiner Persönlichkeit zu suchen ist. Hier zeigt sich der chronika-

91 Etwa als Lessings Schriften erwähnt werden und Schmidt bemerkt, Goethe habe sie »begierig und gelehrig« aufgenommen (Erich Schmidt, Einleitung, S. IV). Diesbezüglich ähnlich wird die Beziehung zu Herder, dem »Anreger ersten Ranges«, geschildert (vgl. ebd., S. Vf.).

92 Erich Schmidt, Die litterarische Persönlichkeit, S. 12.

93 Etwa der Stil Gellerts, der in Briefen an die Schwester geübt wird. Die Gedichtsammlung *Annette* wird als »sehr unreif« bezeichnet. Vgl. Erich Schmidt, Einleitung, S. III f.

94 Ebd., S. IV.

95 Ebd., S. V.

96 Vgl. etwa die Bemerkung, dass die Liebe zu Friederike Brion »kein schwaches Rosenband« sein sollte (ebd.).

97 Ebd., S. XVII.

98 Ebd., S. XXIV.

99 Ebd.

liche Zusammenhang von Leben und Werk, also das in der Zeit fortschreitende (Liebes-)Erleben und sein Niederschlag in dichterischer Produktion, besonders im Gelegenheitsgedicht. Diese implizite Theorie steuert die Aufmerksamkeit auf Goethes Leben: Die Liebschaften und die ihr jeweils ›zugehörigen‹ Werke werden nämlich besonders ausführlich besprochen. Schließlich werden diese Werke, wie weiter unten gezeigt wird, überproportional häufig in Schmidts Werkauswahl aufgenommen.

Gegen Ende kommt Schmidt, ohne auch nur einen neuen Absatz zu bilden, unvermittelt auf den ›Kern‹, »die gesetzmäßige Dauer«¹⁰⁰ von Goethes Leben und Werk zu sprechen, indem er, losgelöst vom biografischen Fortgang, Goethes »Weltanschauung«¹⁰¹ darlegt. Das ›Schauen‹, die spinozistisch gedachte Einheit von Gott und Welt, die Selbstbeschränkung eines »maßlose[n]«¹⁰² Denkers, seine Stellung zwischen Materialismus und Idealismus, – all das und mehr wird auf einer guten Seite im Stakkato vorgetragen. Die grundlegenden Prinzipien macht Schmidt dabei, ungewöhnlich für eine populäre Ausgabe um 1900 und doch passend zu Textauswahl, in den Gemeinsamkeiten aus, die Goethe als Dichter, Philosoph und Naturwissenschaftler verbinden: »die Grundmeinungen von Ausdehnung und Zusammenziehung, Kraft und Schranken, Streben und Bedingtheit, dies Selbstbewußtsein und die Unterwerfung unter das allgemeine Gesetz, diese gottergebene Weltfrömmigkeit der Ehrfurcht«¹⁰³ habe Goethe »in Prosa und Versen«¹⁰⁴ ausgedrückt. Schmidt hat also im Bewusstsein dieser Gemeinsamkeiten auch die naturwissenschaftlichen Schriften aufgenommen, und also nicht nur deshalb, weil Goethe ein »Vorgänger[] Lamarcks und Darwins«¹⁰⁵ gewesen sei.

So wird Goethe, um eine Metaphorik Schmidts aufzugreifen, weder als »Säulenheilige[r]« auf einen einsamen Sockel gestellt noch zurück in »Reih und Glied« mittelmäßiger Dichter verwiesen.¹⁰⁶ Selbst Goethe steht in einem Kontext, der ihm als Erlerntes zur Verfügung steht und ihn, anfangs mehr, dann immer weniger, prägt. Das Liebes-Erleben tritt an dessen Stelle und wird nun zum primären Werk-Generator. In dieser Entwicklung Goethes und in den abschließend vorgetragenen weltanschaulichen Prinzipien wollte Schmidt wohl das ›Charakteristische‹ von Goethes Persönlichkeit erfassen.

100 Erich Schmidt, *Die litterarische Persönlichkeit*, S. 9.

101 Erich Schmidt, *Einleitung*, S. XXVI.

102 Ebd., S. XXVII.

103 Ebd.

104 Ebd.

105 Goethes Werke in sechs Bänden, Bd. 6, S. 512 (Kommentar). Erich Schmidt positioniert sich aber auch hier gekonnt in der Mitte zwischen Emil Dubois-Reymonds Kritik von Goethe als Wissenschaftler (*Goethe und kein Ende*) und Ernst Haeckels Goethe-Verehrung.

106 Erich Schmidt, *Die litterarische Persönlichkeit*, S. 12.

Die Textanordnung zwischen dem Paradigma der Sophienausgabe und dem Interesse am chronikalischen Zusammenhang von Goethes Leben und Werk

Befragt man die Bände hinsichtlich ihrer Textanordnung, so fällt zunächst auf, dass Schmidt der Anordnung der Sophienausgabe und damit Goethes Ausgabe letzter Hand in groben Zügen folgt: Er beginnt mit den Gedichten (erste Hälfte des ersten Bandes), gibt dann die Dramen (*Faust I* und *II* in der zweiten Hälfte des ersten Bandes, Übriges im zweiten Band). Es folgt die Epik (*Werther*, *Wahlverwandtschaften* und *Kleineres* in Band drei) und *Wilhelm Meisters Lehrjahre* in Band vier, Band fünf enthält *Dichtung und Wahrheit* und schließlich folgen in Band sechs weitere biografische Schriften, Texte »Zur Literatur«, »Zur Kunst« und »Zur Naturwissenschaft«. Die Abfolge der Hauptgattungen Lyrik, Drama und Epik, einige Züge der Anordnung der Prosa (erst *Wahlverwandtschaften*, dann *Wilhelm Meisters Lehrjahre*), die Abfolge von *Dichtung und Wahrheit* und weiteren biografischen Schriften wie der *Italienischen Reise* (in Auszügen) und der *Campagne in Frankreich* (beides in Band sechs): Das alles folgt in der Anordnung der Sophienausgabe und damit der Ausgabe letzter Hand. Der Großteil des sechsten Bandes ist schließlich Goethes nachgelassenen Werken entnommen, die Johann Peter Eckermann und Friedrich Wilhelm Riemer herausgaben und die in der Sophienausgabe auf das Korpus der Ausgabe letzter Hand (ab Bd. 41) folgen. Auch hier ist mit der Abfolge Literatur – Kunst – Naturwissenschaft die Reihenfolge der Sophienausgabe beibehalten worden.

Zwei Eigenwilligkeiten Schmidts seien im Folgenden bezüglich der Textanordnung knapp besprochen. Es ist auffällig, dass Schmidt den *Faust*, entgegen der Anordnung der Ausgabe letzter Hand und der Sophienausgabe, vor die übrigen Dramen vorgezogen hat.¹⁰⁷ Damit ist wohl eine Wertung impliziert. Man soll das Beste von Goethe schon im ersten Band beieinander haben, nämlich die Gedichte und beide Teile des *Faust*.

Die zweite Auffälligkeit gegenüber der Anordnung der Sophien-Ausgabe ist die überwiegend¹⁰⁸ chronologische Reihung der Gedichte in Band eins und der

107 Dass er beide Teile des *Faust* hintereinander abdruckte, entspricht der Sophienausgabe, nicht aber der Ausgabe letzter Hand, in der *Faust II* noch nicht aufgenommen wurde; er findet sich erst in den nachgelassenen Werken.

108 Vgl. den Kommentar Schmidts, in dem er schreibt, dass die chronologische Ordnung der vermischten Gedichte, im Gegensatz zu derjenigen der Balladen, »nicht mit völliger Strenge durchgeführt erscheint« und dass die Sprüche des alten Goethe »einer gewissen inneren Anordnung« folgen (Goethes Werke in sechs Bänden, Bd. 1, S. 637 [Kommentar]).

Dramen in Band zwei.¹⁰⁹ Das ist für Schmidt nicht selbstverständlich, weil er sich als einer der Herausgeber der Sophienausgabe eigentlich Goethes Ausgabe letzter Hand verpflichtet fühlen müsste. Hier hatte Goethe die Gedichte bekanntlich nicht chronologisch angeordnet, sondern unter verschiedene thematische Überschriften gebracht. Wilhelm Scherer hatte in einem langen, dreiteiligen Aufsatz *Über die Anordnung Goethescher Schriften* Goethes Ausgabe letzter Hand zum alleinigen Maßstab einer Werkausgabe erhoben. Eine chronologische Anordnung bezeichnete er dagegen als »Luxus, den wir nicht bezahlen können«.¹¹⁰ Im Herausgebergremium der Sophienausgabe war die Frage der Anordnung zunächst umstritten. Gustav von Loeper, der der Großherzogin nahestand, stimmte mit Scherer in diesem Punkt nicht überein und votierte offenbar für eine chronologische Anordnung.¹¹¹ Obwohl es sich für Scherer um einen »Hauptpunkt«¹¹² handelte, wollte er sich zunächst aus politischen Gründen fügen. Doch dann schwenkte Loeper um und übergab Scherer die Aufgabe, über die Anordnung zu entscheiden.¹¹³ Dieser hielt sich dann an Goethes Ausgabe letzter Hand und wusste Schmidt dabei an seiner Seite.¹¹⁴ Doch später entwickelte Schmidt offenbar eine andere Auffassung.¹¹⁵ In den *Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte* ist zu lesen:

Über die prinzipiell bedeutsame Frage, ob man Goethes Gedichte in einer neuen Ausgabe chronologisch ordnen dürfe, sprach in der »Gesellschaft für deutsche Literatur« Erich Schmidt [...]. Er verkennt die Bedenken nicht, die

- 109 Schmidt war mit der Idee einer chronologischen Anordnung auch in der Goethe-Philologie nicht allein: Für die zeitliche Anordnung entschied sich auch die Propyläen-Ausgabe von Goethes Werken und die Werksammlung *Der junge Goethe*, die damals gerade von Max Morris für die zweite Auflage im Insel-Verlag überarbeitet wurde.
- 110 Wilhelm Scherer, *Über die Anordnung Goethescher Schriften*, in: Goethe-Jahrbuch, 3 (1882), S. 159–173; 4 (1883), S. 51–78; 5 (1884), S. 257–287, hier Goethe-Jahrbuch, 5 (1884), S. 286. Die Alternative einer chronologischen Anordnung von Texten stand seit Karl Goedeques Schiller-Ausgabe (1867–1876) im Raum. Vgl. Rüdiger Nutt-Kofoth, Einleitung, in: *Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition*, hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth, Tübingen 2005, S. IX–XXXIX, hier S. XIX.
- 111 Vgl. Wilhelm Scherer an Erich Schmidt, 21. Mai 1885, in: Wilhelm Scherer und Erich Schmidt, *Briefwechsel. Mit einer Bibliographie der Schriften von Erich Schmidt*, hg. von Werner Richter und Eberhard Lämmert, Berlin 1963, S. 203.
- 112 Wilhelm Scherer an Erich Schmidt, 21. Mai 1885, in: ebd.
- 113 Wilhelm Scherer an Erich Schmidt, 3. Juli 1885, in: ebd., S. 212.
- 114 Vgl. Wilhelm Scherer an Erich Schmidt, 21. Mai 1885, in: ebd., S. 203.
- 115 Vgl. Ludwig Belleremann, *Zur Erinnerung an Erich Schmidt. Gedenkworte von Ludwig Belleremann in der Sitzung der Gesellschaft für Deutsche Literatur am 21. Mai 1913*, o. O., o. J., S. 11.

sich gegen eine Zerstörung der feinsinnigen Anordnung Goethes erheben, hält aber die chronologische Ausgabe wissenschaftlich für notwendig. Sie soll in sechs Gruppen zerfallen: 1. Bis 1770, 2. bis Herbst 1771, 3. bis November 1775, 4. bis zur italienischen Reise, 5. und 6. nach Goethes eigenen Ausgaben bis zum Nachlass. Durchweg soll die erste Fassung, neben ihr nur in Einzelfällen eine spätere gedruckt werden. Damit wird eine Forderung erfüllt, die schon Loeper aufstellte, aber erst in einer fernen Zukunft für durchführbar hielt.¹¹⁶

Die »feinsinnige Anordnung«, über die sich Schmidt bewusst hinwegsetzte, war dabei von Scherer in seinem Aufsatz zu Goethes letzter Werkausgabe besonders anhand der Gedichte vorexerziert worden. Er kam zu dem Ergebnis, dass in den Gedichten zum Teil »eine Art von romanhaftem Verlauf, ein epischer Faden deutlich nachweisbar«¹¹⁷ war. Warum entschied sich Schmidt für die zeitliche Abfolge, warum riss er beispielsweise *Prometheus* und *Ganymed* auseinander, warum löste er die von Goethe geschaffenen Unterkategorien der Gedichte beinahe ganz auf?

Schmidt hält diese Anordnung »wissenschaftlich für notwendig« und man darf vermuten, dass er dabei primär an die Stilgeschichte dachte.¹¹⁸ Aber die chronologische Anordnung ist kompatibel mit einer weiteren, gesellschaftlich sehr relevanten Perspektive auf Goethes Werk, nämlich mit dem chronikalischen Zusammenhang von Leben und Werk. Er kommt der populären Intention der Ausgabe viel näher und so darf vermutet werden, dass Goethes Gedichte als innere Biografie gelesen werden sollten, so wie der *Lebenslauf* die äußeren Umstände schilderte, die die Werke hervorbrachten.

Einen solchen Hinweis erhält man durch weitere Ausführungen des Berichterstatters der *Jahresberichte*, Robert Riemann. Er bespricht im selben Zusammenhang eine zweibändige Ausgabe Otto Pniowers von Goethes Gedichten, die innerhalb einzelner Gruppen chronologisch geordnet ist, und vermerkt: »Ganz abgesehen von den wissenschaftlichen Vorteilen, gewährt es einen hohen Genuss, immer wieder innerhalb der Gruppe die Entwicklung Goethes zu durchleben.«¹¹⁹

116 Robert Riemann, Lyrik, in: Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, 16 (1905), S. 555–560, hier S. 555.

117 Wilhelm Scherer, Über die Anordnung Goethescher Schriften, S. 283 (Goethe-Jahrbuch, 5 [1884]).

118 Vgl. z. B. seine Aussage in *Aufgaben und Wege der Faust-Philologie*: »Die Chronologie arbeitet mit der Stilgeschichte [...]« (Erich Schmidt, Aufgaben und Wege der Faustphilologie, in: Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland. Teil III: 1870–1918, hg. von Karl Robert Mandelkow, München 1979, S. 207–226, hier S. 211).

119 Robert Riemann, Lyrik, S. 555.

Zwei Beobachtungen sind hier wichtig, die knapp ausgeführt werden müssen: Zum einen ist der Entwicklungsbegriff für die Idee, die Werke chronologisch anzuordnen, sicher zentral. Zum anderen ging es vielen Menschen um 1900 nicht so sehr um eine wie auch immer zu spezifizierende ›Entwicklung‹ von Goethes Dichtung, sondern um die Entwicklung des Autors im Spiegel des Werks. Das Ziel einer Beschäftigung mit Goethe war weit eher die Erfassung seiner Persönlichkeit als die Analyse oder die historische Kontextualisierung seiner Werke. Wilhelm Dilthey fasste nur eine spätestens seit Herman Grimms Goethe-Vorlesungen verbreitete Stimmung zusammen, wenn er 1906 in *Das Erlebnis und die Dichtung* schrieb: »Zumal wenn wir Goethe lesen, tritt das Interesse an jedem einzelnen Werk zurück hinter dem an der Persönlichkeit, welche in allen Werken gegenwärtig ist.«¹²⁰ Obwohl Dilthey um den Ursprung des Entwicklungskonzepts in der Goethezeit wusste, ging damit keine historische Relativierung einher. Goethe erkennt mit dem Entwicklungsprinzip viel mehr einen inneren Vorgang, der auch für die Menschen um 1900 von der größten Bedeutung ist und den man an erster Stelle in Goethes Leben und danach auch in seinen Werken beobachten kann:

Indem Goethe diesen Gang *unseres* Lebens damals in sich erfuhr, tiefer, bewußter als irgend ein anderer Mensch des Jahrhunderts und doch zugleich typisch und vorbildlich, trat ihm das Leben unter den Begriff der Entwicklung, die in gesetzmäßigen Stufen dem Ideal der vollen wahren allgemeingültigen Menschlichkeit sich annähert.¹²¹

Mit Goethes Lebensgang wurden die höchsten Werte und Ziele der damaligen Kultur verbunden. Sein Leben zu studieren hieß, sich der Grundlagen des Menschseins (in den nationalistischen Spielarten der Goethe-Rezeption: des Deutschseins) zu vergewissern. Die wichtigsten Dokumente waren dafür, neben *Dichtung und Wahrheit*, die Gedichte. Sie werden gerade in der populären Goethe-Rezeption als »Gelegenheitsgedichte«¹²² gelesen, die nur »Selbsterlebtes«¹²³ enthalten. Innerhalb von Goethes Werk erhalten Sie beinahe fraglos die Höchstwertungen.¹²⁴

120 Wilhelm Dilthey, Aus: *Das Erlebnis und die Dichtung*, in: *Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland. Teil III: 1870–1918*, hg. von Karl Robert Mandelkow, München 1979, S. 331–340, hier S. 340f.

121 Ebd., S. 335 (Kursivierung von mir, P.A.).

122 David Friedrich Strauß, *Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß*, in: *Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland. Teil III: 1870–1918*, hg. von Karl Robert Mandelkow, München 1979, S. 3–14, hier S. 4.

123 Ebd.

124 Vgl. die Hervorhebung der Lyrik vor anderen Gattungen bei David Friedrich Strauß: »als Lyriker ist er vielleicht der größten Dichter aller Zeiten« (ebd.).

Und wo andere Werke gelobt werden, so geschieht das nicht selten mit Hinblick auf die »lyrischen Elemente in einem weiten Sinn«. ¹²⁵ Goethes Gedichte chronologisch zu ordnen heißt also, Zeugnisse einer typischen und allgemeingültigen Entwicklung des Menschen vor Augen zu stellen und erlebbar zu machen. Dem entspricht die chronologische Ordnung von Goethes Leben im *Lebenslauf*. Die Liebe hat in diesen Chronologien einen entscheidenden Stellenwert, verbindet sie doch Leben und Werk am sinnfälligsten. ¹²⁶ Um die geradezu religiöse Dimension dieses Ansinnens zu verdeutlichen, kann man abermals auf David Friedrich Straußens Erfolgsbuch *Der alte und der neue Glaube* zurückgreifen. Anlässlich von *Dichtung und Wahrheit* erklärte er:

Indem wir mit einem Individuum uns sympathisch in eins setzen dürfen, das unter dem Schutze seines Genius sicher vorwärts schreitet, aller Hindernisse Meister wird, aus allen Verwicklungen und Kämpfen siegreich hervorgeht, finden wir uns über uns selbst erhoben, den Glauben an die Macht eines reinen Strebens und eine zu dessen Gunsten eingerichtete Welt, damit den Mut des freudigen Wirkens, die Wurzel aller Tugend wie alles Glücks, in uns gestärkt. ¹²⁷

Es geht Strauß also letztlich, wie Friedrich Nietzsche böseartig und doch treffend bemerkte, um ein »ästhetische[s] Himmelreich«, ¹²⁸ um die Wiedergewinnung eines »Glauben[s]«, eines neuen, nicht-kirchlichen Glaubens, der nun unter anderem an Goethes Schriften festgemacht wird und für einen harmonischen Zusammenhang von Mensch und Welt bürgen soll.

Das ist allerdings die fernere Perspektive, die bei Schmidt sicher so nicht gemeint war. Er selbst war zu sehr akademischer Philologe, um sich diesen Spekulationen hinzugeben. Grundsätzlich stimmte er mit Strauß darin überein, dass »das persönliche Bekenntnis, das echte Gelegenheitsgedicht, die ›Beichte‹«, ¹²⁹ das Besondere und besonders zu Schätzende an Goethes Lyrik war. Die »Krone« ¹³⁰ dieser Gelegenheitsdichtung aber ist auch für Schmidt die Liebeslyrik. Die Parallelität von chronologischem Lebenslauf mit dominanten Liebesgeschichten Goethes und der chronologischen Anordnung der bekenntnishaften Gedichte

125 Wilhelm Dilthey, *Das Erlebnis und die Dichtung*, S. 337.

126 Das Junktim von Entwicklungsgang und Liebesbegegnung mag von Goethe selbst stammen, z. B. aus der aufsteigenden Linie von Frauenfiguren in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*.

127 David Friedrich Strauß, *Aus: Der alte und der neue Glaube*, S. 11.

128 Friedrich Nietzsche, *Unzeitgemäße Betrachtungen*. Erstes Stück: David Strauss[.] Der Bekenner und der Schriftsteller, in: ders., *Werke*. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin und New York 1967 ff., Bd. III / 1, S. 153–243, hier S. 180.

129 Goethes Werke in sechs Bänden, Bd. 1, S. 635 (Kommentar).

130 Ebd.

dürfte also auch bei Schmidt keineswegs zufällig sein. Doch er sieht zugleich, dass beim späteren und späten Goethe das persönliche Bekenntnis zurücktritt.¹³¹ Wie mit Blick auf die Textauswahl gezeigt werden kann, führt das dazu, dass Schmidt die frühere Dichtung vor der Alterslyrik privilegiert.

Die charakterisierende Textauswahl

Über die Textauswahl legte Schmidt im ›Volksgoethe‹ genau so wenig Rechenschaft ab wie über die Textkonstitution. Trotzdem rief die Auswahl in den Rezensionen meistens Zustimmung hervor. Fränkel notierte beispielsweise, dass üblicherweise ausgewählte Werke nichts anderes als »a b g e t r e n n t e Bände«¹³² der Gesamtausgaben wären, die zum Beispiel sämtliche Gedichte Goethes böten. Dagegen sei hier eine echte Auswahl getroffen.¹³³ Im Übrigen versuchen einige Rezensenten, die Auswahl, die Schmidt traf, als ›Charakteristik‹ Goethes zu verstehen und wenden damit ein Konzept, das eine literaturkritische Textsorte beschreibt, auf eine Werksammlung an.¹³⁴ Besonders der sechste Band mit der Auswahl aus den biografischen, kunsttheoretischen und naturwissenschaftlichen Schriften, auf den Schmidt großes Gewicht legte, wurde gelobt: Als »Meisterstück«¹³⁵ wurde er in einer Rezension in *Die Rheinlande* bezeichnet, als »Krönung des Ganzen«¹³⁶ bezeichnete ihn Fränkel. Der Rezensent Hermann Hesse sprach vom »überraschenden Genuß«,¹³⁷ den die Lektüre dieses Bandes selbst einem Goethekenner

131 Vgl. ebd.

132 Jonas Fränkel, *Der Volks-Goethe*, S. 5.

133 Ebd.

134 Herman Krüger-Westend spricht von »charakteristische[] Proben«, die Schmidt auch noch aus den Tagebüchern hätte geben können (Herman Krüger-Westend, *Der Volks-Goethe*, in: *Der Türmer*, 12 (1910), S. 411–412, hier S. 412). Für Edzard Nidden ist im sechsten Band eine Art »Charakterisierungsstreben« erkennbar (Ezard Nidden, *Erich Schmidts ›Volksgoethe‹*. Etwas gegen den Strom, in: *Der Kunstwart*, 24 (1910), S. 298–301, hier S. 299). Georg Terramare spricht von einem »Anspruch auf Abgeschlossenheit, Charakteristik oder gar Vollständigkeit«, die die Leser an eine Ausgabe stellten (Georg Terramare, *Eine sechsbändige Goethe-Ausgabe*, in: *Österreichische Rundschau*, 22 (1910), S. 315–316, hier S. 316). Diese Vermutungen lagen umso näher, als Schmidt doch selbst zwei Bände mit Aufsätzen zur Literaturgeschichte unter dem Titel *Charakteristiken* veröffentlicht hatte. Vgl. Erich Schmidt, *Charakteristiken*, 2. Bde., Berlin 1886 / 1901.

135 [Anonymus,] *Goethe für Knaben*, in: *Die Rheinlande. Monatsschrift für deutsche Art und Kunst*, 21 (1911), S. 178, hier S. 178.

136 Jonas Fränkel, *Der Volks-Goethe*, S. 5.

137 Hermann Hesse, *Erich Schmidts kleiner Goethe*. Aus: März, München vom 16. September 1910, in: ders., *Sämtliche Werke*, hg. von Volker Michels, Bd. 16, S. 492f., hier S. 493.

biete. Dieser Band enthält tatsächlich für eine Auswahlangabe höchst ungewöhnliche Texte, die wohl mit Blick auf die Rezipienten aufgenommen wurden: Goethes *Rede bei der Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau* (1784) wird man in einer Auswahlangabe nur selten, seine *Allgemeinen frommen Betrachtungen* (1821) über Bettler und Handwerksburschen sonst wohl nie finden.¹³⁸ Die in der Entstehungsgeschichte greifbare Idee, eine Goetheausgabe für »ärmere Deutsche« und Volksbibliotheken zu veranstalten, hat hier in der Textauswahl konkreten Niederschlag gefunden, indem Goethes Beschäftigung mit dem ›Volk‹ beispielhaft hervortritt.

Erneut fällt das große Interesse an Goethes Biografie und seiner Entwicklung auf. *Dichtung und Wahrheit* füllt, leicht gekürzt, einen ganzen Band, der sechste Band mit sonstigen Schriften bietet ebenfalls auf circa 340 Seiten (von knapp 500) Biografisches im weiteren Sinne. Das ist ein zusätzlicher Beleg für das große Interesse an Goethes Leben, ein Interesse, das auch in der Auffassung von Goethes Gedichten als Gelegenheitsgedichten leitend war. Selbst die Auswahl an nicht-poetischen Schriften im sechsten Band ist innerhalb der einzelnen Rubriken chronologisch geordnet, um die Entwicklung Goethes auf den verschiedenen Gebieten zu demonstrieren.

Textauswahl und Textkonstitution können hier nicht in voller Breite besprochen werden, doch sei im Folgenden auf die Auswahl der Gedichte näher eingegangen. Auch hierbei wird sich die Vermutung bestätigen, dass wesentliche, charakterisierende Züge von Goethes Werk herausgearbeitet werden sollten, und das heißt, dass der chronikalische Zusammenhang von Lieben und Dichten privilegiert wird.

Die 212 Seiten starke Gedichtsammlung ist in die Rubriken »Vermischte Gedichte«, »Westöstlicher Divan«, »Balladen« und »Sprüche« eingeteilt. Damit weicht Schmidt von Goethes Rubriken der maßgeblichen Sammlung von 1815 (und damit von der Weimarer Ausgabe) ab. Das hat zur Folge, dass Beispiele aus unterschiedlichsten Rubriken (zum Beispiel »Lieder«, »Elegien«, »Antiker Form sich nähernd«) unterschiedslos nacheinander unter »Vermischte Gedichte« abgedruckt werden. Obwohl es für das Prinzip der Chronologie sinnvoll gewesen wäre, den Text nach den ersten Drucken der Gedichte zu konstituieren, lehnte sich Schmidt an die Weimarer Ausgabe und damit an die Fassung letzter Hand

138 Vgl. Goethes Werke in sechs Bänden, Bd. 6, S. 12–15, S. 73–76. Der letztere Text findet sich nicht einmal in den umfänglichen Frankfurter oder der Münchner Goetheausgaben, wohl aber in der Sophienausgabe. Vgl. Johann Wolfgang von Goethe, Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, 146 Bde., Weimar 1887–1919 (Reprint Deutscher Taschenbuchverlag 1987), Bd. 46, S. 259–265 (entspricht WA I, Bd. 41.1).

an.¹³⁹ Allerdings glich er die Orthographie der damaligen Praxis an und entfernte sich damit von der Weimarer Ausgabe.

Die Gedichtsammlung, und damit die Werkausgabe, beginnt – dem Prinzip der Chronologie entgegenstehend – mit der *Zueignung* (*Der Morgen kam...*, 1787), die bereits die erste Gesamtausgabe von Goethes Schriften 1787 eröffnete und seit 1815 am Anfang der Gedichte stand, die seit dieser Edition ihrerseits die Gesamtausgaben eröffnen.¹⁴⁰ Die Anfänge Goethes im Rokoko werden durch vier Gedichte repräsentiert (insbesondere aus den *Neuen Liedern*, 1770).¹⁴¹ Die Geniezeit ist ausführlicher vertreten, doch fällt auf, dass heute als typisch erachtete Gedichte wie *Wanderers Sturmlied* oder *Harzreise im Winter* fehlen, was sich vielleicht durch die Schwierigkeit ihres pindarisierenden Stils erklären lässt. Von den antiken Versmaßen wurden drei Beispiele aus den *Römischen Elegien* (I, V, VII der Zählung von 1815), Auszüge aus den *Venezianischen Epigrammen* und den *Vier Jahreszeiten*, und Elegien wie *Alexis und Dora*, *Schweizer Alpe* und *Euphrosyne* aufgenommen. Immerhin 14 Seiten aus dem nie recht populären *West-östlichen Divan* fanden Eingang in Schmidts Auswahl. Hier wurde dem lyrischen ›Dialog‹ zwischen Suleika und Hatem, also, wie der *Lebenslauf* ausführt, zwischen Marianne von Willemer und Goethe,¹⁴² besonderen Platz eingeräumt, während Gedankenlyrik wie *Selige Sehnsucht* weggelassen wurde.

Die Alterslyrik ist zudem insbesondere durch die *Trilogie der Leidenschaft* vertreten. Erneut wurde also ein Werk bevorzugt, dass sich in das Paradigma des Gelegenheitsgedichts einreihen lässt. Auffällig ist ferner die circa 50 Seiten lange und streng chronologisch verfahrenende Auswahl aus Goethes Balladen.

Insgesamt überwiegen Gedichte des jungen und klassischen Goethe deutlich das Alterswerk.¹⁴³ Lieder beziehungsweise Gesellige Lieder dominieren stärker regulierte Formen (kein einziges Sonett wurde aufgenommen), die Liebes- und Naturlyrik tritt viel deutlicher hervor als die Gedankenlyrik und die Lehrdichtung (trotz der Auswahl »Sprüche« – etwa wurde *Urworte. Orphisch* nicht abge-

139 Z. B. das Gedicht *Nachgefühl* (*Wenn die Reben wieder blühen...*, 1797), das seinen Titel erst 1815 erhielt (davor: *Erinnerung*). Vgl. Goethes Werke in sechs Bänden, Bd. 1, S. 90. Ferner: Johann Wolfgang von Goethe, *Gedichte*, 2 Bde., hg. von Karl Eibl, Frankfurt a. M. 1998, Bd. 1, S. 1215 (Kommentar).

140 Vgl. ebd., Bd. 1, S. 747 (Kommentar).

141 Aus der Sammlung *Annette* und den Behrisch-Oden wurde nichts aufgenommen.

142 Vgl. Erich Schmidt, Einleitung, S. XXIV.

143 Hans-J. Weitz schrieb anlässlich der Neuauflage des ›Volksgoethe‹ 1949 / 52, dass die Alterslyrik im Laufe der verschiedenen Auflagen des ›Volksgoethe‹ immer mehr an Gewicht gewonnen habe: »Damit ist der Anteil der späten Lyrik gegenüber der vorigen Ausgabe auf das Doppelte, gegenüber der ersten gar auf das Dreifache angewachsen.« (Hans-J. Weitz, *Die sechsbändige Insel-Ausgabe*, in: *Die Wandlung*, 4 (1949), S. 681–687, hier S. 685).

druckt). Schmidt wies selbst darauf hin, dass die didaktische Poesie (*Die Metamorphose der Pflanzen; Metamorphose der Tiere*, etc.) nicht mit eingeschlossen wurde.¹⁴⁴ Das verwundert vor allem, weil Schmidt ja selbst in der Einleitung auf den Zusammenhang von Naturwissenschaft und Dichtung bei Goethe hinweist, sodass diese Gedichte gut als Illustrationen hätten dienen können. Es ist also wohl die Rücksicht auf das Publikum, die Schmidt von der Integration dieser Gedichte absehen ließ. So kann man feststellen, dass Schmidt auf das Gelegenheitsgedicht und insbesondere die Liebeslyrik ebenso zielte wie auf die populäre Ballade. Ersteres lässt sich auf den chronikalischen Zusammenhang von Leben und Werk zurückführen, wie ihn der *Lebenslauf* entwirft. Diese frühe Lyrik Goethes wurde zudem bekanntlich von volkstümlichen Formen inspiriert und so musste es naheliegend erscheinen, sie auch in eine Volksausgabe aufzunehmen. Was die Bevorzugung der Ballade betrifft, so war wohl die Erwägung leitend, dass die Ballade bei Goethe an die »Volkspoesie«¹⁴⁵ anknüpfte und noch dazu in der Schule einen besonderen Stellenwert hatte (und hat).

Wir sahen bereits, dass von *Faust II* zunächst der letzte Akt, dann auf Vorschlag Kippenbergs die erste Szene des ersten Akts und der fünfte Akt aufgenommen werden sollten. Das spiegelt sich im Kommentar zu *Faust* wieder. Dort erwähnt Schmidt, dass er *Faust II* »nur zögernd aufgenommen«¹⁴⁶ habe. Das ist sicher wiederum ein Beleg dafür, wie sehr Schmidt seine Goethe-Ausgabe auf breite Schichten berechnete, denen er die Lektüre des schwierigen Werks nicht zumuten wollte. Im Kommentar distanziert sich Schmidt von einer Forschungstradition, die *Faust II* »lang verkannt«¹⁴⁷ habe, ein Beleg dafür, dass tatsächlich das Voraussetzungreich-Gelehrte von *Faust II* für das Zögern bei der Aufnahme in die Werkausgabe verantwortlich war, nicht etwa ästhetische Bedenken. Streng genommen hat Schmidt sogar *Faust I* nur fragmentarisch aufgenommen, ließ er doch den als Intermezzo betitelten »Walpurgisnachtstraum« weg. Das mag allerdings weniger ein Zeichen von philologischer Sorglosigkeit als ein Beleg von Expertise sein. Denn der erste Band ist der stärkste des ›Volksgoethe‹ und konnte aus Verlagsgründen unmöglich noch dicker werden. Wenn man aber auswählen muss, dann mag die Unterdrückung des Walpurgisnachtstraums im Kontext der

144 Vgl. Goethes Werke in sechs Bänden, Bd. 1, S. 642 (Kommentar).

145 So Schmidts Charakterisierung der goetheschen Ballade in: Erich Schmidt, Goethes Balladen (1897), in: Charakteristiken, 2 Bde., hg. von Erich Schmidt, Berlin 1886 / 1901, Bd. 2, S. 190–202, hier S. 191.

146 Goethes Werke in sechs Bänden, Bd. 1, S. 642 (Kommentar). Vgl. hierzu auch: Thomas Neumann, »Armut und Würde«.

147 Goethes Werke in sechs Bänden, Bd. 1, S. 642 (Kommentar). Vgl. z.B. die Aussage von Strauß, dass *Faust II* ein »allegorisch schemenhaftes Produkt« sei (David Friedrich Strauß, Aus: Der alte und der neue Glaube, S. 6).

Goethe-Philologie der Jahrhundertwende gerechtfertigt erscheinen. Denn akribische Lektüre und die Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte hatten ergeben, dass im *Faust* »keine vollendete Ganzheit«¹⁴⁸ vorliege und deshalb der »Faust-Interpret [...] kein zwängender und pressender Einheitshirte«¹⁴⁹ sein dürfe. Es lag also für eine populäre Auswahlgabe nahe, auch aus dem *Faust I* einen Teil wegzulassen, der getrennt entstanden war, den man für das Verständnis der Handlung nicht brauchte und der deshalb entbehrlich schien.¹⁵⁰

Der ›Volksgoethe‹ im Spiegel der Kritiken

Wie bereits aus einigen Beispielen deutlich geworden ist, nahm die Literaturkritik die neue Goethe-Ausgabe ganz überwiegend wohlwollend auf. Am entschiedensten betont wohl Georg Terramare die Neuerung, die der ›Volksgoethe‹ gegenüber anderen Auswahlgaben bedeutete:

Es steht unstreitig fest, daß diese Ausgabe der Anfang einer neuen Epoche der Klassikerausgaben, der Anfang einer Erscheinungsform, die den breiten Schichten der Bildungssuchenden nicht mehr mit schlecht vergoldeten Buchrücken die Augen blenden will, und in der Brust eines Optimisten mag wohl die Hoffnung auf den richtigen Volksklassiker, auf das gute Volksbuch, wachsen.¹⁵¹

Auch hier wird ein großes Gewicht auf die neuartige und schlichte Ausstattung gelegt, die nicht mehr der Repräsentation dient, sondern vorwiegend funktional für die Lektüre sein will. Dass eine Goethe-Ausgabe ein »Volksbuch«¹⁵² oder ein »Volksklassiker«¹⁵³ wird, dass man »das Lebendigste an Goethe ins Volk«¹⁵⁴ senden könne, dass eine »Vertief[ung] des goetheschen Einflusses auf die weites-

148 Erich Schmidt, *Aufgaben und Wege der Faustphilologie*, S. 209.

149 Ebd.

150 Vgl. auch die *Faust*-Ausgabe Schmidts in Cottas Jubiläumsausgabe von Goethes Werken. Hier ist der Walpurgisnachtstraum freilich enthalten, aber Schmidt legt in den Erläuterungen nahe, dass Entstehung und avisiertes Publikationsort, Schillers *Musenalmanach*, auf einen nur losen Zusammenhang mit *Faust* hindeuten. Der Germanist Hermann Baumgart übertreibe »höchlich den organischen Zusammenhang« (*Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 40 Bänden*, hg. von Eduard von der Hellen, Stuttgart und Berlin [1902–1907], hier Bd. 13, S. 335 [1903]).

151 Georg Terramare, *Eine sechsbändige Goethe-Ausgabe*, S. 315.

152 Ebd. Ebenfalls: [Anonymus,] *Goethe für Knaben*.

153 Georg Terramare, *Eine sechsbändige Goethe-Ausgabe*, S. 316.

154 Jonas Fränkel, *Der Volks-Goethe*, S. 5.

ten Schichten des deutschen Volkes und aller Deutschredenden [...]«¹⁵⁵ erreicht werden könne: Das war die Hoffnung und zum Teil auch der Glaube nicht nur der meisten Rezensenten, sondern auch Kippenbergs. Natürlich müssen diese Hoffnungen vor dem Hintergrund der Kontroversen um Goethes Breitenwirkung um 1900 gesehen werden. Das Spektrum reichte vom polemisch zu verstehenden Diktum Friedrich Nietzsches »[...] Goethe ist in der Geschichte der Deutschen ein Zwischenfall ohne Folgen [...]«¹⁵⁶ bis hin zur Meinung, Goethe sei Allgegenwärtig und spreche aus dem Innersten eines jeden Menschen.¹⁵⁷ Die Zeitschrift *Der Kunstwart*, das Organ des Dürerbundes, zweifelte zum Beispiel daran, dass der ›Volksgoethe‹ überhaupt auf das Volk wirken werde, denn beim trockenen Philologen Schmidt herrsche ein »unfruchtbare[r] Geist«,¹⁵⁸ »er sei kein ›Versteher‹«¹⁵⁹ und noch weniger ein »Nacherleber«¹⁶⁰ goethescher Dichtung. Die Volksbildung erwartete sich der *Kunstwart* aber gerade von der »Gefühlsverfeinerung [...] durch das Nacherleben der Kunstwerke«,¹⁶¹ und nicht von der akademischen Philologie, der Schmidt nun einmal angehörte. Herman Krüger-Westend fragte ebenfalls, wie Goethe populär werden könne. Er hatte im Wissen um die Ausgabe von Goethes Werken durch die Goethe-Gesellschaft die Schrift *Der Volks-Goethe* (1907) verfasst.¹⁶² In einem pathetischen Ton erhob er Goethe gleich im ersten Satz zur »göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips vom Sittlich-Schönen«, zum »Menschheitsideal« und zum »Unendlichen«.¹⁶³ Dieser Stil erschien ihm offenbar geeignet für eine Popularisierung Goethes. Teilen der Goethe-Philologie warf er vor, dass ihre Beschäftigung mit Lesarten oder auch mit Details aus Goethes Leben gerade jungen Menschen den Blick auf Goethe verstelle und nicht zur ästhetischen Erziehung des Volks beitrage. Die Goethe-Philologie habe den

155 Ebd.

156 Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches*. Ein Buch für freie Geister. Zweiter Band, in: ders., *Werke*. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin und New York 1967 ff., Bd. IV / 3, S. 1–342, hier S. 245 (*Giebt es »deutsche Classiker«?*).

157 Am sinnfälligsten ausgedrückt in Hugo von Hofmannsthals *Prolog zu einer nachträglichen Gedächtnißfeier für Goethe am Burgtheater zu Wien den 8. October 1899*.

158 Ezard Nidden, *Erich Schmidts »Volksgoethe«*, S. 301.

159 Ebd., S. 298.

160 Ebd.

161 Gerhard Kratzsch, *Kunstwart und Dürerbund*. Ein Beitrag zur Geschichte der Gebildeten im Zeitalter des Imperialismus, Göttingen 1969, S. 325.

162 Der ›Volksgoethe‹ wird sogar als bereits erschienen erwähnt, was vielleicht darauf hindeutet, dass die kleine Broschüre auf dem Titelblatt ein falsches Erscheinungsdatum trägt (vgl. Herman Krüger-Westend, *Der Volks-Goethe*, Berlin 1907, S. 25).

163 Alle drei Zitate: ebd., S. 3.

Kontakt zum Volk verloren.¹⁶⁴ Als Rezensent des ›Volksgoethe‹ lobte er zwar die Werkausgabe, bemerkte aber, dass der Einleitung die »ehrliche Begeisterung« fehle, die doch für das Volk so wichtig sei: »Man hat den Eindruck, als kenne Erich Schmidt seinen Goethe besser als das Volk.«¹⁶⁵ So wurde der ›Volksgoethe‹ in die Kontroversen um die Rolle der neugermanistischen Philologie bei der Volkserziehung und, allgemeiner, in die Debatte um Kunst und Leben um 1900 hineingezogen.

Zwei bekannte Germanisten, der Schmidt-Schüler Julius Petersen und Georg Witkowski, zollten dem ›Volksgoethe‹ in Sammelbesprechungen Anerkennung. In diesen Rezensionen wurde die Auswahl durchweg begrüßt,¹⁶⁶ die Textbearbeitung (insbesondere die Kürzungen in *Faust I* und in *Dichtung und Wahrheit*, aber auch die Unterdrückung der *Stella*) für gelungen erklärt,¹⁶⁷ Paratexte gelobt, der Ausstattung bescheinigt, »auf der Höhe des modernen Geschmacks«¹⁶⁸ zu stehen, und der Preis mit Staunen registriert. Aufschlussreich sind diese Besprechungen, weil sie den ›Volksgoethe‹ im Kontext anderer Goethe-Ausgaben besprechen, etwa der luxuriösen und chronologisch aufgebauten Propyläen-Ausgabe (ab 1909, 45 Bde., Georg Müller Verlag), der Ausgabe des Tempel-Verlags oder der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe des Insel-Verlags. Es wird hierbei deutlich, dass tatsächlich Auswahl, Ausstattung und Preis, wie von Kippenberg antizipiert, entscheidend für die Empfehlung sind, die die Rezensenten dem ›Volksgoethe‹ aussprechen. Während beispielweise der großen Propyläen-Ausgabe angelastet wird, dass sie zwar chronologisch verfähre, die Texte aber gleichwohl nicht in der frühesten Form, sondern in der Fassung letzter Hand biete, wird derselbe Missstand dem ›Volksgoethe‹ nicht angelastet.¹⁶⁹ Und während durchaus gesehen wird, dass andere Ausgaben hochwertiger ausgestattet sind – Petersen zufolge befriedigt die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe den »verwöhntesten Geschmack«¹⁷⁰ –, so wird der ›Volksgoethe‹ wegen seiner einfachen Erscheinung

164 Ebd., S. 9.

165 Herman Krüger-Westend, *Der Volks-Goethe*, S. 412.

166 Vgl. Georg Witkowski, *Goethe-Schriften*, in: *Das literarische Echo*, 12, 15. März 1910, Sp. 841–849, hier Sp. 844. Julius Petersen, »Goethe-Ausgaben«, in: *Süddeutsche Monatshefte*, 7 / 1 (1910), S. 273–283, hier S. 276. Witkowski fügt einschränkend hinzu, dass bei der neuen Auflage der *Reineke Fuchs* zugunsten der entbehrlichen Stücke *Paläophron* und *Neoterpe* und des Maskenzugs von 1818 aufgenommen werden sollte.

167 Vgl. Georg Witkowski, *Goethe-Schriften*, Sp. 844. Ferner: Julius Petersen, »Goethe-Ausgaben«, S. 275 f.

168 Ebd., S. 276.

169 Vgl. Georg Witkowski, *Goethe-Schriften*, Sp. 843. Dasselbe Argument bei: Julius Petersen, »Goethe-Ausgaben«, S. 277.

170 Ebd., S. 276.

doch nicht angegriffen. Allenfalls ein dauerhafterer Einband wird gewünscht,¹⁷¹ der dann ja auch kurze Zeit darauf als Leinen- und Halbledereinband kam.

Keineswegs ist es also eine einfache oder gar voraussetzungslose Arbeit, Goethes Geist in eine Werkausgabe zu bannen. Ökonomische, ästhetische, institutionelle Interessen müssen gegeneinander abgewogen werden. Die antizipierten Rezipienten, hier das breite ›Volk‹, sind freilich eine Konstruktion des Herausgebers und des Verlags, aber die auf dieser Konstruktion basierenden Annahmen bestimmen wesentlich, was in die Ausgabe aufgenommen wird. Hinzu treten die Traditionen und Praktiken der Germanistik sowie weitere ideengeschichtlich relevante Vorstellungen wie die Idee vom chronikalischen Zusammenhang von Leben und Werk. Was dabei herauskommt, ist ein Produkt, das dem Leser nicht nur etwas über Goethe verrät, sondern das als Knotenpunkt von Praktiken, Ideen und Sehnsüchten der Zeit um 1900 gelesen werden kann.

171 Z. B. von Georg Witkowski, *Goethe-Schriften*, Sp. 844.